Pantheon.

Eine Sammlung
vorzüglicher
Novellen und Erzählungen
der
Lieblingsdichter Europa's.

Herausgegeben
von mehreren Litteraturfreunden.

Zwölfter Band.

Stuttgart,
bei Carl Hoffmann.
1829.

Der todte Gast.

Erzählung

von

Heinrich Zschokke.

Die Thusnelde.

Einer meiner Freunde, er heißt Waldrich, hatte die hohe Schule kaum seit zwei Jahren verlassen, und sich in einer Provinzialhauptstadt als überzähliger und unbesoldeter Gerichts-Assessor oder dergleichen herumgetrieben, da eben in die Posaune des heiligen Krieges gestoßen ward. Es galt die Befreiung Deutschlands vom Joche des französischen Eroberers. Ein frommer Eifer bemächtigte sich alles Volks, wie man weiß. Freiheit und Vaterland war das Feldgeschrei in Städten und Dörfern. Tausend und tausend Jünglinge flogen freudig zu den Fahnen. Es galt Deutschlands Ehre und die Hoffnung, auch dann auf Hermanns Boden vielleicht ein edleres Leben zu finden, in gesetzlich geregelten, des gebildetern Zeitalters würdigern Verhältnissen. — Mein lieber Waldrich hatte an dem frommen Eifer und der schönen Hoffnung auch seinen guten Theil. Kurz, er empfahl sich seinem Herrn Gerichtspräsidenten zu Gnaden, und wählte statt der Feder das Schwert.

Weil er noch nicht das volle Alter gesetzlicher

Mündigkeit hatte, schrieb er, da er keine Aeltern mehr hatte, und Reisegeld doch in allen Fällen wohlthut, seinem Vormund um Erlaubniß, den Zug für's Vaterland mitthun zu dürfen, und ersuchte um hundert Thaler Reisegeld. Sein Vormund, Herr Bantes, ein reicher Fabrikherr in der Stadt, oder vielmehr im Städtchen Herbesheim an der Aa, der ihn, wenn man so sagen will, erzogen hatte, (Waldrich hatte nur als Knabe, bis zur Hochschule, bei ihm im Hause gelebt) — Herr Bantes war ein alter, wunderlicher Herr.

Dieser schickte ihm einen Brief mit fünfzehn Louisd'or in Gold, folgenden Inhalts: „Mein Freund, wenn Sie noch ein Jahr älter sind, können Sie über sich und den kleinen Rest Ihres Vermögens nach Belieben verfügen. Bis dahin bitte, Dero Zug für's Vaterland einzustellen, und Ihren Geschäften obzuliegen, um einst Amt und Brod zu bekommen, denn das wird Ihnen sehr nöthig seyn. Ich weiß, was ich meiner Pflicht und Dero Vater, meinem Freunde sel., schuldig bin. Lassen Sie endlich Ihre Schwindeleien alle einmal fahren, und werden Sie solid. Ich schicke daher keinen Kreuzer. Bleibe Dero u. s. w."

Die in ein Papier gewickelten' fünfzehn Louisd'or standen mit diesem Brief in seltsamem, doch gar nicht unangenehmen Widerspruch. Waldrich hätte ihn sich noch lange nicht und vielleicht nie erklärt, wäre sein Blick nicht auf das zu Boden gefallene Papier gerathen, worin das Geld ein-

geschlagen gewesen. Er nahm es. Es hieß: „Lassen Sie sich nicht abschrecken. Ziehen Sie hinaus für die heilige Sache des armen deutschen Landes. Gott schütze Sie! Dieß wünscht Ihre ehemalige Gespielinn Friederike."

Diese Gespielinn Friederike war nun keine Andere, als die junge Tochter des Herrn Bantes. Der Himmel weiß, wie sie zum Briefversiegeln ihres Vaters gekommen war. Waldrich stand ganz begeistert da, mehr über das Heldenherz des deutschen Mädchens als über das Gold entzückt, welches Friederike vermuthlich aus ihrem eigenen Sparkasen dazu gelegt hatte. Er schrieb auf der Stelle nach Herbesheim an einen Freund, schloß ein Paar dankbare Zeilen für das kleine Mädchen ein (er hatte aber vergessen, daß das kleine Mädchen wohl seit vier Jahren etwas gewachsen seyn konnte), nannte es sogar seine deutsche Thusnelde, und wanderte stolz, wie ein zweiter Hermann, dem Rheine und den Heeren zu.

Das Incognito.

Ich möchte hier gar nicht umständlich Waldrich's Hermannsthaten erzählen. Genug, er war dabei, wenn's galt. Napoleon ward glücklich entkaisert und nach Elba geschickt. Waldrich kehrte nicht zurück, wie die übrigen Freiwilligen, sondern ließ sich gefallen, als Oberlieutenant in ein Linien-Infanterieregiment zu treten. Das Leben gefiel ihm im Felde besser, als hinter den Acten-

schanzen der staubigen Schreibstube. Sein Regiment machte auch den zweiten Zug gen Frankreich mit, und kehrte endlich, nach vollbrachtem Werk, unter Paukenschlag, und Sing und Sang in die Heimath zurück.

Waldrich, der in zwei Schlachten und mehrern Gefechten gestritten hatte, war so glücklich gewesen, ohne alle Wunden davon zu kommen. Er schmeichelte sich, als einer der Vaterlandshelden, zur Belohnung bald vorzugsweise irgend eine bürgerliche Anstellung zu erhalten. Er war beim Regimente wegen seiner Liebenswürdigkeit und vielen Kenntnisse sehr geachtet. Allein mit der Anstellung ging es nicht so schnell, als er hoffte. Es waren zu viele Söhne und Vettern von Geheimräthen, Präsidenten u. s. w. zu versorgen, welche so klug gewesen waren, zu Hause zu bleiben, und den Zusammenhang zu behalten; auch hatten sie wohl vor ihm das Ansehen der Geburt voraus. Denn Waldrich stammte von bürgerlichen Aeltern.

So ließ es sich nicht ändern. Er blieb Oberlieutenant, und um so lieber, weil ihm Herr Vantes, sein gewesener Vormund, längst den winzigen Rest seines väterlichen Erbtheils ausgehändigt hatte, und dieses längst zu allen Heiden ausgewandert war. Er trieb sich also in der Besatzung umher, machte in den Wachtstuben Gedichte und auf den Paraden philosophische Betrachtungen. Dieß gab ihm bittere Langeweile, bis einmal die

Truppen verlegt wurden. Da traf es sich ganz unerwartet, daß seine Compagnie Befehl erhielt, nach Herbesheim in Besatzung zu gehen.

An der Spitze seiner Compagnie — denn der Hauptmann, ein reicher Baron, war auf Urlaub — rückte er als Commandirender in sein Vaterstädtchen ein. O, wie ward ihm beim Anblick der zwei schwarzen, hochgespitzten Kirchthürme und des alten, wohlvertrauten, grauen Thorthurms! Vor dem Rathhause schwieg die Trommel. Ein Paar Rathsherren brachten die Quartierbillets. Der Commandirende, versteht sich, ward in's vornehmste, das ist, in's reichste Haus der Stadt einquartiert, also zu Herrn Bantes. Angenehmeres hätte ihm der gesammte löbliche Stadtrath nicht erweisen können.

Die Compagnie schied gar vergnügt aus einander, denn es war um die beliebte Mittagsstunde, und die ehrsame Bürgerschaft, von der Einquartierung zeitig belehrt, hatte sich auf den Empfang der neuen Gäste vorbereitet. Waldrich, der die beiden Rathsherren noch von seiner Knabenzeit her wohl kannte, bemerkte, daß er ganz unkenntlich geworden seyn müsse, denn sie behandelten ihn gar fremd und ehrerbietig, und führten ihn, obwohl er es ablehnte, selbst zum Hause des Fabrikherrn. Hier empfing ihn Herr Bantes eben so fremd, und führte ihn gar höflich in ein sehr artiges Zimmer.

„Herr Commandant," sagte Herr Bantes, „die-

ses und die anstoßenden Zimmer hatte auch Ihr Herr Vorfahrer; nehmen Sie vorlieb. Machen Sie sich's bequem, und dann erwarten wir Sie zum Essen und dergleichen. Thun Sie, als wären Sie zu Hause."

Unsern Waldrich belustigte sein unerwartetes Incognito. Er nahm sich auch vor, es erst bei irgend einer passenderen Gelegenheit aufzuheben, um dann die Ueberraschung zu vermehren. Sobald er die Kleider geändert hatte, ward er zu Tische gerufen.

Er fand da, außer Herrn Bantes und dessen Frau Gemahlinn und einigen alten Schreibern und Fabrikaufsehern, die er noch alle recht gut kannte, auch ein junges Frauenzimmer, das er nicht kannte. Man setzte sich. Man sprach vom Wetter; vom heutigen Tagmarsch der Compagnie; von dem Bedauern der ganzen Bürgerschaft, daß die bisherige Garnison, mit der man ungemein zufrieden gewesen, in eine andere Stadt verlegt worden sey.

„Ich hoffe indeß," sagte Waldrich, „Sie werden mit mir und meinen Leuten nicht unzufriedener seyn. Lassen Sie uns nur heimisch werden bei Ihnen."

Um nun heimisch zu werden, war es natürlich, daß der Commandant, der sich schon gewundert hatte, daß seine Jugendgespielinn Friederike im Hause fehle, der er immer die fünfzehn Louisd'or

schuldig geblieben war — daß er, sag' ich, seine Wirthe fragte, ob sie keine Kinder hätten.

„Eine Tochter!" antwortete Frau Bantes, und zeigte auf das junge Frauenzimmer, welches bescheiden die Augen zum Teller niedersenkte.

Waldrichs Augen aber gingen voller Verwunderung über Gebühr weit auf. Hilf, heiliger Himmel! welch ein höheres Wesen ist das kleine Rieckchen geworden! So rief Waldrich nun eben nicht, aber er dachte es doch bei sich, wie er jetzt die Bescheidene aufmerksamer ansah. Er sagte den Aeltern etwas Verbindliches, so gut er es in der ersten Bestürzung aufzubringen wußte, und war herzlich zufrieden, als der alte Papa rief: „Noch einen Löffel Sauce und dergleichen, zu Ihrem trockenen Braten da, Herr Commandant!"

Frau Bantes sprach von einem Sohne, der ihr schon als Kind früh verstorben war, und noch immer sprach sie mit bewegtem Mutterherzen.

„Laß gut seyn, Mama!" rief der Papa: „Wer weiß, er wäre am Ende vielleicht auch ein Windbeutel und dergleichen geworden, wie der Georg."

Jetzt war die Reihe an Waldrich, die Augen bescheiden auf den Teller niederzusenken; denn mit dem Windbeutel Georg meinte man keinen Andern, als seine eigene Wenigkeit.

„Aber wissen Sie denn, Papa, ob Georg wirklich solch ein Windbeutel geworden, wie Sie ihn sich vorstellen?" sagte Friederike — Die Frage erwärmte den Commandanten durchdringender,

als das Glas alten Burgunders, welches er eben angesetzt hatte, um seine Verlegenheit zu verbergen. In der Frage lag noch Spur ehemaliger Jugendfreundschaft, die nicht ganz vergessen zu seyn schien. Eine solche interessante Frage, die über so interessante Lippen floß, und zwar mit einer so weichen, herzrührenden Stimme gefragt, konnte billig als Honigseim gelten, dem armen Waldrich die bittern Pillen zu versüßen, welche Herr Bantes jetzt in vollem Maaße spendete.

Denn dieser erzählte, um sein Urtheil zu rechtfertigen, dem Gaste, als wenn der nun Schiedsrichter seyn sollte, dessen eigene Lebensgeschichte von der Wiege an bis zum Zuge für das Vaterland. „Hätte der Bursch," so schloß die Historie nutzanwendend, „auf der Universität etwas Rechtschaffenes gelernt, so wäre er nicht unter die Soldaten und dergleichen gegangen. Wäre er nicht Soldat geworden, so säße er jetzt irgendwo als Gerichtsrath, Kriegsrath, Kanzleirath, Hofrath und dergleichen, hätte sein gutes Brod und Auskommen."

„Ich weiß nicht," entgegnete die Tochter, „ob er auf der Universität fleißig gewesen; aber ich weiß, daß er wenigstens mit gutem Herzen ging, sich für eine heilige Sache zu opfern."

„Komm mir doch nicht immer mit Deiner heiligen Sache, und dergleichen!" rief Herr Bantes: „Wo sitzt denn das heilige Zeug, frage ich, wo? Die Franzosen sind fortgejagt. Nun ja. Aber

das heilige Reich ist trotz dem zum Kukuk und zum Küster gegangen. Die alten Steuern sind provisorisch beibehalten, und neue sind provisorisch zugefügt. Die verdammten Engländer mit ihren Waaren läßt man wieder zu, wie vorher, und bekümmert sich nicht darum, wenn wir heiligen Deutschen darüber zu heiligen Bettlern werden. Alles ging auf der letzten Messe wieder flau. Die Minister und dergleichen essen und trinken wieder, machen wie sie es wollen, verstehen den Handel nicht, lassen die Fabrikanten bankerott werden, und hilft kein Ach und kein O. Die Welt liegt wieder im Alten, und noch ärger, als im Alten. Thut eine ehrliche Seele, die es vielleicht besser versteht, den Schnabel auf, will ein anderes Lied pfeifen, als die Excellenzen da mit dem Kreuze überm Knopfloch, und der Gleichgültigkeit unterm Knopfloch — hast Du nicht gesehen, kurz angebunden! flugs mit der armen Seele in ein Loch, abgesetzt, abgefetzt, inquirirt, abgeschmiert, ist ein demagogischer Umtreiber und dergleichen. Ich sage Dir, schweig, Mädel, davon verstehst Du nichts. Du mußt nicht weiter über Deine Theekanne sehen, als in die Tasse; dann schüttest Du nicht nebenbei."

Waldrich merkte aus dieser Unterhaltung, daß der alte Bantes noch immer der ehemalige lebhafte, aufflammende, wunderliche Mann war, dem man doch bei allen seinen Eigenheiten nicht böse werden konnte. Da nun in diesem Streite

zwischen Vater und Tochter ein schiedsrichterlicher Spruch gefällt werden mußte, war der Commandant so klug und gefällig, erst dem Vater vollkommen Recht zu geben, im Punkte der heiligen Sache nämlich. Und das ward seinem Verstande allerdings zur Ehre angerechnet. Dann aber, weil er sich doch auch selbst nicht geradezu verdammen wollte, mußte er auch seiner Fürsprecherinn Recht geben, nämlich im Punkte des guten Herzens, mit dem sich Georg für die vermeinte heilige Sache geopfert habe.

„Merke schon!" rief der Alte: „Der Herr Commandant ist pfiffiger, als Hans Paris bei den drei thörichten Jungfrauen von Troja und dergleichen. Macht's sich bequem; schneidet den Apfel in zwei Hälften, und gibt Jedem einen Bissen, sagt. wohl bekomm's!"

„Nein, Herr Bantes, Ihr Georg irrte, wenn er irrte, wahrscheinlich wie mehrere Tausend anderer deutscher Männer, und wie zum Beispiel ich selbst. Auch ich machte den Kriegsgang für die Befreiung Deutschlands mit, und ließ Alles im Stich. Unsere Armeen, Sie wissen es, waren aufgerieben. Das Volk mußte aufstehen, und sich selbst helfen, weil die Armeen nicht mehr helfen konnten. Da mußte man nicht rechnen und fragen, sondern zuschlagen, Gut und Blut daran setzen, und die Ehre der Nation, den Thron unserer Monarchen retten. Das haben wir gethan. Jetzt wollen wir das Heil erwarten. Unsere bes-

ser gesinnten Staatsmänner können auch nicht zaubern, und das verlorene Paradies durch ein Taschenspielerstückchen sogleich wieder verjüngen. Ich wenigstens bereue meinen Schritt noch nicht."

„Allen Respect," sagte Herr Bantes mit tiefem Verbeugen: „allen Respect, Herr Commandant, für Ihre Ausnahme von der Regel. Die Ausnahmen sind in dieser Welt immer das Beste von den Regeln. Dünkt mich übrigens spaßhaft oder ernsthaft, daß wir Bürger, Bauern, Kaufleute und Fabrikanten zwanzig Jahre lang unser Geld hergeben müssen, um im Frieden eine Armee von einigen Hunderttausend müßigen Beschirmern des Thrones zu ernähren, zu kleiden in Sammet, Seide und Gold, und daß wir Andern dann im einundzwanzigsten Jahre, wenn die Beschirmer des Thrones zusammengehauen sind, selbst aufstehen, und das Rad wieder in's Geleise bringen müssen und dergleichen."

In solchen Gesprächen ward man schon beim ersten Mittagsmahl vertraulicher unter einander. Herr Bantes selbst gab dazu den Ton, denn er war ein Mann, und setzte einen Werth darauf, es zu seyn, der kein Blatt vor's Maul nahm, wie er sich gern auszudrücken pflegte. Dem Commandanten war sein Incognito zuweilen ganz behaglich dabei, doch wünschte er sehr, es zu enden.

Die Entdeckung.

Es war aber schon geendet, ehe er es wußte. Frau Bantes, eine stille, feinbeobachtende Frau, die wenig sprach, viel sann, hatte am Tische, sobald sie Waldrich's Stimme hörte, sich seiner Knabenzüge erinnert, sie mit diesen männlichen verglichen, und ihn erkannt. Seine sichtbare Verlegenheit, als die Rede auf den Windbeutel Georg gekommen war, konnte, was sie vermuthete, nur bestätigen. Dennoch sagte sie weder den Andern noch ihm ein Wort von ihrer Entdeckung. So pflegte sie immer zu thun. Keine Frau hatte so wenig die frauenhafte Art, ihre Gedanken auf der Zunge zu tragen, als sie. Alles ließ sie gehen und reden, wie man gehen und reden wollte; sie hörte, verglich, und zog daraus ihre Folgerungen. Daher wußte sie immer mehr, als die Uebrigen im Hause, und leitete unvermerkt alle Geschäfte und Unternehmungen, ohne viele Worte; selbst der lebhafte, feurige Greis, ihr Mann, der ihr am wenigsten gehorchen wollte, gehorchte ihr, ohne es zu ahnen, am meisten. Daß sich Waldrich nicht entdeckte, war ihr etwas verdächtig. Sie wollte schweigend davon den Grund erforschen.

Waldrich hatte in der That keinen Grund, sondern suchte nur einen Anlaß, die Familie mit seinem Namen zu überraschen. Als er Abends zum Thee gerufen wurde, fand er im Zimmer Niemanden, als Friederiken. Sie kam eben von

einem Besuche heim, und warf ihren Shawl ab. Waldrich trat zu ihr.

„Fräulein,“ sagte er, „ich muß Ihnen noch Dank für den Schutz sagen, den Sie meinem Freunde Waldrich gewähren wollten.“

— „Sie kennen ihn, Herr Commandant?“

„Er dachte Ihrer oft, aber gewiß nicht so oft, als Sie es verdienten.“

— „Er ist in unserm Hause erzogen worden. Ein wenig undankbar ist er aber doch, daß er, einmal von uns weg, nie, auch nur zum Besuch, zu uns kam. Beträgt er sich gut, ist er geschätzt?“

„Man hat nicht über ihn zu klagen; Keiner hat so sehr über ihn zu klagen, als Sie, mein Fräulein.“

— „Dann muß er ein guter Mensch seyn, denn ich habe nichts gegen ihn.“

„Aber er ist ja noch, ich weiß es, Ihr Schuldner.“

— „Er ist mir nichts schuldig.“

„Aber er sprach von einem Reisegelde, das er damals zu seiner Einrichtung gebrauchte, als er zur Armee gehen wollte, und sein Vormund ihm verweigert hatte.“

— „Ich habe es ihm ja gegeben, nicht geliehen.“

„Ist er darum Ihnen weniger schuldig, Thusnelde?“

Friederike sah den Commandanten bei diesem Namen starr an, und es ging ihr wie ein Licht auf, und sie erröthete, da sie ihn erkannte.

— „Es ist nicht möglich!“ rief sie freudig überrascht.

„Wohl, liebe Friederike, wenn ich Sie noch so nennen darf — ach, das schöne Du darf ich nicht mehr sagen — der Schuldner, der Sünder steht vor Ihnen — verzeihen Sie ihm. Ja, hätte er früher gewußt, was er nun weiß, er wäre schon tausendmal für einmal nach Herbesheim gekommen.“ — Er nahm ihre Hand, und küßte dieselbe.

In dem Augenblicke trat Frau Bantes herein. Friederike eilte ihr entgegen: „Wissen Sie, Mamachen, wie der Herr Commandant heißt?“

Das blasse Antlitz der Frau Bantes ward von einem milden Roth überflogen. Sie sagte sanftlächelnd: „Georg Waldrich.“

„Wie, Mamachen, Sie wußten es, und verschwiegen es?“ sagte Friederike, die sich noch immer nicht von ihrer Ueberraschung erholen konnte, und nun den hochgewachsenen, festen Kriegsmann im Heerkleide mit dem schüchternen Schulknaben der Vorzeit verglich. „Ja, wahrhaftig,“ sagte sie: „er ist es! Wo ich auch nur meine Augen hatte! Da hat er ja auch noch die Schramme am linken Auge, die er sich vom Falle holte, als er mir eine Citronenbirne vom höchsten Baume im Garten brach. Wissen Sie noch?“

„Ach, was weiß ich nicht noch Alles!“ sagte Waldrich, und küßte seiner ehemaligen, ehrwürdigen Pflegemutter die Hand, und bat auch bei ihr

um Verzeihung, nie seit seiner Mündigkeit zum persönlichen Besuch gekommen zu seyn. Er behauptete, es sey eigentlich nicht wirkliche Undankbarkeit gewesen, denn er habe oft mit ehrfurchtvoller Erkenntlichkeit an dieses Haus zurückgedacht; noch weniger Leichtsinn und Gleichgültigkeit, — aber er wisse selbst nicht, was ihm immer im Gemüthe widerstanden habe, daß er nie nach Herbesheim zurückkehren mochte.

„Ungefähr wohl dasselbe," erwiederte leise die Mutter, „was die seligen Geister abhalten mag, sich nach dem Raupenstande ihres elenden Menschenthums zurückzusehnen. Sie waren in Herbesheim eine Waise, und als Waise, ohne Mutter und Vater, ein Fremdling. Das konnten wir Sie nie vergessen machen. Sie waren Knabe, abhängig, oft fehlbar. Es zogen Sie keine reizenden Kindheitserinnerungen an die Stadt, die mehr Ihre Schul- als Vaterstadt gewesen ist. Sobald Sie frei, Jüngling, Mann geworden sind, fühlten Sie sich aller Orten glücklicher, als Sie bei uns seyn konnten."

Waldrich blickte mit einer Thräne im Auge auf die Rednerinn: „Ach, Sie sind noch immer die liebe, fromme, weise Mutter, wie sonst. Sie haben Recht. Es ist mir aber doch jetzt in der That wohler in Herbesheim, als ich selbst erwartet habe; und ich gestehe, der Gegensatz meiner ehemaligen und jetzigen Verhältnisse mag dazu etwas beitragen. Wäre ich nur früher gekommen! Geben Sie mir

in Ihrem herrlichen Herzen die Rechte des Pflegesohns wieder."

Frau Bantes konnte auf die Frage nicht antworten, denn Herr Bantes trat rasch herein, und sogleich zum Theetisch. Wie ihm Friederike erklärte, wer ihr Gast sey, stutzte er, streckte dann plötzlich die Hand gegen den Commandanten, und sagte: „Seyn Sie mir sehr willkommen, Herr Waldrich. Waren ein Knirps, und sind mir ganz aus den Augen gewachsen, Herr Waldrich. Ja, nun heißt es nicht mehr Georg, sondern Herr Waldrich, oder wohl gar Herr von Waldrich und dergleichen? Sind Sie von Adel?"

„Nein."

„Und der Bandzipfel da im Knopfloch? Bedeutet nichts?"

„Daß ich mit meiner Compagnie eine feindliche Schanze nahm, und gegen drei, vier Stürme sie behauptete."

„Wie viel Mann kostete das?"

„Zwölf Todte, siebenzehn Verwundete."

„Also neunundzwanzig Menschenkinder für eine Achtelselle Seidenband. Verdammt theure Waare, die der Fürst verkauft, und doch in jedem Kramladen um ein Paar Kreuzer einhandelt. Setzen wir uns; trinken wir. Friederike, bediene! Viel Beute gemacht? Wie stehen die Finanzen?"

Waldrich zuckte lächelnd die Achsel: „Wir zogen aber auch nicht der Beute willen in's Feld

sondern des Vaterlandes willen, daß es nicht die Beute der Franzosen bleibe."

„Schön, schön. Ich liebe solche Gesinnungen, und es ist gut, daß man auch bei leeren Säcken darauf hält. Und Ihr väterliches Kapitälchen, sicher und solid angelegt?"

Waldrich ward roth, und sagte dabei lächelnd: „Ich bin sicher, es geht mir nicht wieder verloren."

Der todte Gast.

Kaum war im Städtchen laut geworden, wer der Commandant sey, so sammelten sich alle Bekannte wieder zu ihm. Waldrich ward in alle Gesellschaften der besten Häuser gezogen, und er in allen der beste Gesellschafter, geistvoll, witzig, brav, ein angenehmer Erzähler, mit den Gelehrten gelehrt, mit den Kunstfreunden Künstler; er zeichnete gut, spielte Flügel und Flöte mit Fertigkeit, tanzte allerliebst, und die Frauen und Töchter gaben zu, er sey ein schöner, flüchtiger, aber eben darum äußerst gefährlicher, junger Mann. Was die Gefährlichkeit betrifft, so wußte eigentlich keine der Schönen bei sich in's Klare zu bringen, ob er durch sein bescheidenes Wesen die Gefahr vermindere oder vergrößere.

Indessen war es eben damals im Städtchen keiner Schönen und keiner Häßlichen sehr darum zu thun, weder Eroberung zu machen, noch sich erobern zu lassen. Jede vielmehr verwahrte ihr

Herz mit ungewöhnlicher Sorgfalt. Die Ursache dieser Enthaltsamkeit wird, wer nicht zu Herbesheim wohnt, oder die handschriftlichen Chroniken der Stadt kennt, schwerlich errathen, wer sie nun aber kennen lernen wird, schwerlich glauben; und doch ist sie unläugbar wahr, je unwahrscheinlicher sie ist.

Es war nämlich dieses Jahr die hundertjährige Jubel- oder Jammerfeier des sogenannten todten Gastes, der besonders allen Bräuten in der Stadt ein böser Gesell zu seyn schien. Niemand wußte genau, welch' eine Bewandtniß es mit diesem Gaste habe. Aber man erzählte sich, es sey ein Gespenst, das alle hundert Jahre einmal in die Stadt Herbesheim wiederkomme, vom ersten Advent bis zum letzten Advent darin hause, zwar kein Kind beleidige, aber richtig jeder Braut den Hof mache, und damit ende, ihr das Gesicht in den Nacken zu drehen. Des Morgens finde man sie, das Antlitz im Rücken stehend, todt im Bette. Was dieses Gespenst aber noch von allen Gespenstern in der Welt auszeichnet, ist, daß es nicht etwa nur in der gesetzlichen Geisterstunde, Nachts zwischen eilf und zwölf Uhr, sein Wesen treibt, sondern es soll am heitern, lichten Tage in wahrer Menschengestalt auftreten, ganz modisch wie andere Erdensöhne gekleidet einhergehen, überall hinkommen und sich einführen. Dieser Gast soll Geld vollauf haben, und, was das Aergste ist, wenn er keine Braut eines Andern findet, selbst die Gestalt eines

Freiers annehmen, die armen Herzen der Mädchen behexen, bloß um diesen nachher, wenn er ihnen mit Liebesgrillen das Köpfchen ein wenig verrückt hat, des Nachts den Kopf umdrehen zu können.

Niemand konnte angeben, woher diese Sage entstanden sey. Im Kirchenbuche der Pfarrei las man noch die Namen von drei Jungfrauen, welche zur Adventszeit im Jahr 1720 plötzlich abgestorben waren. Als Glosse liest man daneben die Worte: „Mit dem Angesicht im Nacken, wie vor hundert Jahren. Gott möge ihren armen Seelen gnädig seyn." — Wenn nun auch diese Anmerkung auf dem Rande des Kirchenbuches keinem vernünftigen Manne ein Beweis der Thatsache war, so bewies sie doch wenigstens, daß die Sage schon älter als hundert Jahre gelebt habe, ja daß vielleicht vor zweihundert Jahren irgend etwas Aehnliches begegnet seyn müsse, weil sich das Kirchenbuch darauf beruft. Die ältern Kirchenbücher sind leider nicht mehr vorhanden. Sie gingen bei einer Feuersbrunst im spanischen Erbfolgekrieg verloren.

Wie dem nun auch sey, Jedem war die Sage bekannt, Jeder behauptete, sie sey ein lächerliches Gespenster- und Ammenmährchen, und fast Jeder dachte doch mit, ich möchte sagen, neugieriger Aengstlichkeit an die bevorstehende Adventszeit, um zu erfahren, was an der Sache sey. Denn, meinten bei sich im Stillen selbst die aufgeklärte-

sten Köpfe, es gibt ja, laut Hamlets Zeugniß, am Ende noch vielerlei Dinge zwischen Erde und Himmel, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. — Der alte Stadtpfarrer, zu dem man nun häufiger besuchsweise kam, um die wunderliche Stelle im Kirchenbuche mit eigenen Augen zu lesen, äußerte sich auch etwas zweideutig, obwohl er sonst ein sehr verständiger Herr war. Entweder sagte er: „Es will mich wundern, ob ‥ aber ich glaube es doch nicht.“ — Oder: „Gott verhüte, daß ich so etwas in's Kirchenbuch eintragen müsse!“

Am ungläubigsten waren die jüngern Herren. Sie machten sich bei jeder Gelegenheit darüber tapfer lustig. Die Jungfrauen stellten sich zwar auch stark, aber sie stellten sich auch nur so. Heimlich dachte gewiß jede: „Ihr jungen Herren habt gut lachen; es geht das Spiel am Ende nicht um eure Köpfe, sondern, und das ist abscheulich, nur um unsere!“

Die Wirkung dieser Sage und des Glaubens oder Aberglaubens bemerkte Niemand besser, als der alte Pfarrer; denn wo irgend eine Liebschaft, irgend eine Brautschaft in der Stadt war — Alles tummelte sich, die Hochzeit noch vor dem ersten Advent abzuthun; und wo keine Hoffnung zur baldigen Vermählung seyn konnte, ward Liebschaft und Brautschaft von Grund aus abgebrochen, und hätte das Herz darüber brechen mögen.

Nun kann man sich erklären, was die schönen Herbesheimerinnen unter Gefahr verstanden, wenn sie den Commandanten wider ihren Willen einnehmend fanden. Es war ihnen im buchstäblichen Verstande um's Köpfchen und vor dem Besuche des todten Gastes bange. Man muß ihnen daher gern den etwas unnatürlichen, stillen Schwur verzeihen, vor Advent und während der Adventszeit nicht im mindesten zu lieben, und, käme ein Engel vom Himmel, ihn nicht freundlicher anzusehen, als jeden Andern.

Häusliches Glück.

Es ist mir nicht genau bekannt, ob die schöne Friederike Bantes ungefähr etwas Aehnliches geschworen haben mochte, wie die übrigen Adventsnonnen zu Herbesheim. Doch so viel ist gewiß, sie sah Waldrichen nicht freundlicher an, als jeden Andern; denn sie war huldreich Jedem.

Der Commandant lebte im Bantesschen Hause einen wahrhaften Paradiessommer. Er stand da wieder wie der Sohn in der Familie. Die alten Verhältnisse seiner Kindheit, nur etwas behaglicher, stellten sich unvermerkt so ganz wieder ein, daß er den Herrn und die Frau Bantes, wie ehemals, Vater und Mutter hieß; daß Herr Bantes ihn von Zeit zu Zeit abkanzelte (so nannte es Herr Bantes, wenn er seinem Verdrusse oder seiner übeln Laune in Sittensprüchen Luft machte); daß Frau Bantes jedesmal, wenn der Commandant

einen Schritt aus dem Hause that, zuvor seinen Anzug musterte, für seine Kleider und Wäsche sorgte, ihm das Mangelnde gab, als wäre er noch Mündel, wie sonst; sogar Rechnung über sein Taschengeld hielt, und ihm, wenn er sich schon anfangs sträubte, den Geldbeutel zu kleinen Ausgaben allmonatlich mit kleiner Münze versah. Waldrich commandirte nicht nur in der Stadt, sondern auch im Hause, gab zu allen Angelegenheiten sein Wort, und half entscheiden, wo man stritt. Auch zwischen Friederiken und ihm, wie sie sich allmälich zu einander gewöhnt, und gleichsam vergessen hatten, daß sie groß geworden waren, erneuete sich ganz unabsichtlich der Ton der Kindheitszeit. Sie lebten einander, wie damals, gefällig; zankten aber auch, wie damals, nicht selten mit einander, und zwischen dem höflichern Sie sprang oft ganz unberechnet ein Du hervor, nichts weniger als das Du der Zärtlichkeit, sondern das mürrische Du des Vorwurfs.

Zwar in der Stadt machten alte und junge Frauen, auch alte und junge Mädchen, wie es so zu geschehen pflegt, ihre frauen- und mädchenhaften Anmerkungen über Waldrichs Verhältnisse. Denn die Herbesheimerinnen hatten ein Vorurtheil, das sonst in andern Städten dem weiblichen Geschlechte gar nicht eigen ist: daß nämlich ein junger Mann von achtundzwanzig, und ein hübsches Mädchen von zwanzig Jahren schlechterdings keine vier Wochen mit einander unter ei-

nem Dache wohnen könnten, ohne zuletzt, wenn sie einander sehen, Herzklopfen zu haben. Unter dem Dache des Herrn Bantes war aber so wenig vom Herzklopfen die Rede, daß man Tage lang beisammen oder getrennt seyn konnte, ohne zu empfinden, wo das Herz sey. Dieß war auch so auffallend, daß sich selbst die Herbesheimerinnen zuletzt überzeugten, hier gelte statt der Regel die Ausnahme; denn kein Blick, kein Mienenzug, keine Bewegung, keine eigene Betonung der Stimme, und was die Liebe sonst für Buchstaben in ihrem Alphabet haben mag, verrieth etwas Anderes, als einen reinen, geschwisterlichen Stand der Dinge aus der Knaben- und kleinen Mädchen-Zeit.

Am frühsten würde der Feinblick der Frau Bantes allfälligen Herzensunfug erlauscht haben. — Frauen haben dafür einen eigenen Sinn, der den Männern fehlt, — aber sie erlauerte nichts, und blieb beruhigt. Herr Bantes dachte an solche Möglichkeiten gar nicht. Er selbst hatte in seinem Leben von dem, was man Liebe nennt, keine Vorstellung gehabt, und würde eben so leicht gefürchtet haben, seine Tochter könne einmal wahnsinnig werden, als sie könne einmal irgend einen jungen Mann um seines Selbstes willen leidenschaftlich lieben. Er wußte, daß Frau Bantes schon seine Braut gewesen, ehe sie ihn nur von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Und er war Bräutigam geworden, und hatte dem Vater sein Jawort ge-

geben, sobald er wußte, seine Zukünftige sey ein braves Mädchen, Tochter eines soliden Hauses, bringe dreißigtausend Thaler mit, und habe noch weit mehr durch Erbschaft zu erwarten.

Dieses Verfahren in Ehestands- und Verlobungsgeschäften, von dem ihm seine Erfahrung den unläugbarsten Beweis der Güte gegeben, — denn er war einer der glücklichsten Ehemänner und Hausväter, — schien ihm daher das vernünftigste. Er hätte seine Tochter längst vermählen können; an Freiern fehlte es nie. Allein theils mochte er sich nicht gern von dem Mädchen trennen, denn er hing mehr an ihr, als er sich bewußt war; theils gab es bei den Abrechnungen mit den Freiern oder Werbern Anstößigkeiten. Er behauptete, die Welt bestehe lediglich durch das Gleichgewicht ihrer Bestandtheile, sonst wäre sie schon vor Jahrtausenden zusammen gefallen, und eben darum stellte er das Gleichgewicht des gegenseitigen Vermögens als wesentlichen Grundsatz einer ehelichen Verbindung auf. Sowohl Frau Bantes, als Friederike, hatten dieß bisher vollkommen billig gefunden.

Nun aber war Friederike bald volle zwanzig Jahre alt. Der Alte bedachte, daß er seine Gattinn bekommen, da sie noch weit jünger gewesen, und er dachte ernster an die Verheirathung seiner Tochter. Frau Bantes hatte eingestimmt, und Friederike es ebenfalls ganz billig gefunden. Denn die Zahl Zwanzig hat für ein junges Mädchen

einen unausstehlich breiten, harten Ton. Eine junge zwanzigjährige Frau — der Ausdruck läßt sich hören; es ist etwas Zartes darin. Allein ein junges, zwanzigjähriges Mädchen — man kann dieß kaum sagen, ohne in Gedanken zu fragen: „Wie lange will denn das jung bleiben?“ Herr Bantes fühlte dieß sehr gut, und traf darnach seine Anstalten.

Der Geburtstag.

Im Hause des Herrn Bantes pflegten viele Familienfeste gefeiert zu werden, und zwar nur von und in der Familie. Bloß am Hochzeittagsfeste des Herrn und der Frau wurden auch Fremde aus der Stadt eingeladen. Auch der alte Buchhalter, der Fabrikaufseher und Kassierer, welche die Ehre genossen, am Tische des Herrn Bantes zu speisen, waren der Familie zugezählt, und ihre Geburtsfeste wurden förmlich begangen. Kein Wunder also, daß das Jahresfest unseres Oberlieutenants stattlich gefeiert werden mußte.

An einem solchen Tage durfte, so war's Gesetz, keine Seele im Hause dem Gefeierten eine böse Miene machen, Keiner ihm eine billige Bitte abschlagen. Jeder mußte ihm ein Geschenk bringen, es mochte groß oder klein seyn. An diesem Tage war des Mittags die Mahlzeit reicher und ausgewählter; nur an diesem Tage speiste man von Silber, brannten des Abends die Lichter auf silbernen Kerzenstöcken, und der Gefeierte saß am Tische auf

der Ehrenstelle, das heißt, an dem gewöhnlichen Platze des Hausvaters. Die Geschenke und Angebinde wurden jedesmal überreicht, ehe man sich zum Mittagessen niedersetzte; dem Gefeierten allein wurden Gesundheiten mit gefüllten Gläsern zugebracht; nach aufgehobener Tafel empfing er von jedem der Anwesenden Umarmung und Kuß. — Herr Bantes hatte die löbliche Sitte noch aus dem älterlichen Hause herübergeerbt und beibehalten.

Das alles ging nun auch an Waldrichs Geburtstage in altbestandener, ihm wohlbekannter Ordnung vor sich. Wie er in's Speisezimmer trat, waren die sämmtlichen Tischgenossen schon versammelt. Herr Bantes kam ihm mit seinem Glückwunsche entgegen, und überreichte ihm ein Blättchen, in Seidenpapier eingeschlagen. Es war ein schöner Wechsel, von Herrn Bantes auf sich selbst ausgestellt, a vista zahlbar. Frau Bantes folgte. Sie trug ihm eine äußerst feine, vollständige Hauptmannsuniform entgegen, mit allem Zubehör. Darauf nahte Friederike mit einem Silberteller; auf einem halben Dutzend feinen, von ihrer eigenen Hand gestickten Halstüchern lag ein Brief mit dem großen Siegel des Regiments und der Adresse: An den Hauptmann Georg Waldrich. Hier stutzte der Oberlieutenant, als er aufbrach, und ein Hauptmannspatent für sich erblickte. Auf Beförderung hatte er lange gewartet, aber sie so bald nicht zu erleben gehofft. Er

war Hauptmann seiner Compagnie geblieben, sein auf Urlaub befindlicher Vorgänger zum Major vorgerückt.

„Aber, mein gnädiger Herr Hauptmann," sagte Friederike mit ihrem ihr eigenen, anmuthigen Lächeln, „gelt, Sie werden mir doch nicht böse? Ich will nur bekennen, der Brief kam schon vor acht Tagen während Ihrer Abwesenheit an, und ich unterschlug ihn, um ihn für heute aufzusparen. Gestraft genug bin ich schon durch meine achttägige Todesangst, Sie möchten die Ernennung noch von wo anders her erfahren, und dann diesen Brief vermissen."

Waldrich war gar nicht in der Laune, zu zürnen; auch konnte er in der Bestürzung kaum ein Wort hervorbringen, und den Uebrigen danken, die ihm Glückwünsche und Angebinde brachten.

„Hauptsache ist," rief Vater Bantes fröhlich, „daß man den neugebackenen Hauptmann bei uns und seiner Compagnie läßt. Ich hatte die acht Tage durch auch so eine Gattung Todesangst und dergleichen im Leibe, der Georg müsse fort. He, Herr Buchhalter, marsch, in den Keller. Marsch, sag' ich, zu Numero Neun, zum alten Neckar. Auf der Stelle den Herren Officieren der Compagnie ein Dutzend Flaschen, jedem Unterofficier, Feldweibel, Corporal und Admiral eine Flasche und einen halben Gulden dazu, und jedem Gemeinen einen halben Gulden, und der Herr Oberlieutenant sey ihr Hauptmann. Sollen eins

auf seine Gesundheit trinken, aber ihm heute mit Complimenten und dergleichen vom Halse bleiben. Morgen so viel sie wollen, nach Herzenslust!" — Der Buchhalter gehorchte.

Man sah bei Tische offenbar, wie lieb dem Herrn Vantes sein ehemaliger Mündel war. Er sprudelte von ausgelassener Fröhlichkeit in einer Menge drolliger Einfälle. So hatte ihn Waldrich nie gesehen, und er ward recht gerührt dadurch.

„Nun, mein Haupt- und Kapitalmännchen," rief ihm über Tische der muntere Greis zu, „ich meinte, weiß Gott, der Wechsel, den ich Ihnen da gab, werde wohl für Sie als Reisepfenning gut seyn müssen. Dazu war er auch bestimmt. Nun ärgert's mich, daß ich so kleinmüthig war. Sie brauchen ihn nicht; hätte was Besseres geben sollen. Vergessen Sie nicht das Hausgesetz. Sie können eine Bitte thun, ich muß sie gewähren. Also, ohne Umstände, heraus mit der Sprache. Verlangen Sie, was Sie wollen, ich gebe es, und müßte es selbst meine neue, schöne, weiße Perrüke seyn und dergleichen."

Der Hauptmann hatte feuchte Augen. „Ich habe nichts mehr zu bitten."

„Ei, geschwind besonnen! Der Augenblick kommt vielleicht über's Jahr nicht wieder!" rief der Alte.

„So erlauben Sie mir, Papa, Ihnen einen herzlichen, dankbaren Kuß zu geben."

„Je, du Herzensjunge, das hast du wohlfeil!“ rief Herr Bantes. Beide sprangen sogleich von ihren Sitzen, fielen einander um den Hals, und beide ließen erst mit bewegterem Herzen von einander los. Es entstand eine tiefe Stille. Die Rührung beider hatte sich über Friederike, ihre Mutter und alle Tischgenossen verbreitet; daß Herr Bantes dem Hauptmann das Du gegeben, war Allen eine unerhörte Erscheinung.

Herr Bantes sammelte sich aber schneller, als die Andern, machte sein ernstes Gesicht, und brach das Schweigen. „Nun genug mit den Possen da! Lasset uns wieder etwas Vernünftiges reden.“ — Er hob sein Glas, und befahl zu füllen. Dann stieß er mit Waldrich an, und sprach: „Wo ein Mann ist, muß auch eine Männinn seyn, und folglich im höhern Chor: wo ein Hauptmann ist, darf noch weniger die Frau Hauptmänninn fehlen! Also sie lebe, blühe, grüne und dergleichen hoch!“

Waldrich konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Sie möge fromm, gut und häuslich seyn!“ sagte Frau Bantes, indem sie mit dem Glase anstieß.

„Mama, wie Sie!“ antwortete der Hauptmann.

„Und die liebenswürdigste unter'm Monde!“ sagte Friederike anklingend.

„Fräulein, wie Sie!“ antwortete er dankend. Friederike schüttelte den Kopf, und drohte halb

böse, halb schalkhaft lächelnd mit dem Finger zu ihm herüber: „Man muß sich heute von dem Geburtstags-Prinzen viel gefallen lassen, das zu andern Zeiten mit - - - (sie machte mit der Hand ein Zeichen, wie man unartigen Kindern Strafe gibt) vergolten wird!“

Buchhalter, Kassirer, Fabrikaufseher und Schreiber machten bei dieser sonderbaren Tischscene ihre unschuldigen Bemerkungen. Erst das kecke Anerbieten, welches Herr Bantes dem Hauptmann gethan hatte, ihm Alles zu gewähren, um was er bitten würde — ein Anerbieten, das Waldrich so übel verstand; — dann die ausgebrachte Gesundheit zu Ehren der künftigen Frau Hauptmänninn — wahrlich, der Günstling des Glücks mußte blind seyn, daß er nicht begriff, was ihm Papa Bantes begreiflich machen wollte.

„Und ich glaube doch,“ sagte der Fabrikaufseher leise zum Kassierer, als man vom Tische aufstand, „die Sache ist heute richtig gemacht. Was meinst du? Es gibt ein Paar.“

Der Kassierer erwiederte eben so leise: „Mir graut's, ich denke an den todten Gast. Ich kann nicht anders.“

Die Formalität des Geburtstagskusses begann. Man ging rings um den Tisch, sich, gesegnete Mahlzeit wünschend, einander entgegen. Waldrich empfing von Jedem Umarmung und Kuß. Er traf auf Fräulein Bantes. Unbefangen höflich näherten sie sich einander, und gaben sich den

Kuß. Aber indem sie ihn gegeben hatten, sahen sie einander auf sonderbare Weise in die Augen, wie Personen, die sich ganz unerwartet als alte Freunde erkannt hätten. Beide schwiegen, — sahen Aug' in Auge, wie in den Herzensgrund, — neigten sich noch einmal mit den Lippen zusammen, und wiederholten den Kuß, als wenn der erste gar nicht gegolten hätte. Ich weiß nicht, ob das Jemand bemerkt hatte; aber das weiß ich, Mama Bantes senkte bescheiden ihre Augen nieder auf den Brillantring an ihrem Finger. Und Waldrich ließ sich nach diesem vom Kassierer und Buchhalter u. s. w. küssen; er fühlte keinen andern Kuß mehr; verlangte keinen zweiten mehr, sondern ließ den ersten jedesmal gelten. In der That aber sah er aus, als hätte er den Athem verloren, als wäre ihm die breite Brust zu eng geworden. Und Fräulein Bantes ging ebenfalls mit einer Miene zum Fenster hin, als wäre ihr etwas angethan.

Doch das zerstreute sich bald. Die Heiterkeit nahm ihr voriges Recht wieder ein. Zwei Chaisen standen draußen angespannt, und man fuhr auf's Land, den lieblichen Herbstnachmittag im Grünen zuzubringen.

Noch ein Geburtstag.

Den folgenden Tag war Alles wieder bei'm Alten. Der neue Hauptmann hatte vielerlei Geschäfte abzuthun. Er hatte Erlaubniß empfangen, seinen General zu besuchen. Er hatte mit seinem

Vorgänger mancherlei in Sachen der Compagnie zu verrechnen. Das machte eine Abwesenheit von einigen Wochen nöthig. Er reiste vom Hause Bantes ab, wie aus einem Vaterhause; man entließ ihn, wie einen Sohn, mit freundlichen Ermahnungen, mit guten Lehren, mit wohlwollenden Wünschen, wie Einen, dessen man sicher ist, ohne Trauer oder Wehmuth um solch' eine Trennung. Waldrich und Friederike schieden eben so, wie sonst, wenn sie etwa in eine Gesellschaft, oder er zur Parade ging. Nur erinnerte sie ihn noch, daß er nicht zu ihrem Geburtsfeste fehlen müsse am zehnten November. Auch ich hatte das Vergnügen, meinen Freund auf jener Reise einige Tage bei mir zu sehen. Er freute sich seiner Beförderung, zweifelte aber, wie er aus den Worten seines Generals schließen konnte, daß er mit der Compagnie noch lange zu Herbesheim bleiben würde.

Das sagte er auch ganz unbefangen im Hause Bantes. Man bedauerte, ihn wieder verlieren zu müssen. „Doch," setzte der Alte hinzu, „lassen wir uns kein graues Haar darum wachsen. Spät oder früh schickt uns Alle der droben in andere Besatzung. Hier auf dem Erdbällchen sitzen wir einander, ob in dieser oder jener Stadt, immer nahe genug, oft einander nur allzunahe. Die verdammten Engländer und dergleichen sitzen meiner Fabrik, zum Beispiel, gerade auf dem Nacken."

Es versteht sich, Friederikens Geburtstag ward in gewohnter Ordnung und Feierlichkeit begangen.

Waldrich hatte ihr aus der Residenz eine neue Harfe, ein zierliches Meisterstück, und ausgesuchte Musikalien mitgebracht. Beides überreichte er ihr, als die Reihe an ihn kam. Ein breites, rosenfarbenes Seidenband flatterte um das glänzende Saitenspiel.

Vater Bantes war hochselig. Er ging stillvergnügt und rasch umher im Speisesaal, und rieb sich so heimlich lächelnd die Hände, daß Frau Bantes, die ihm verwundert mit den Augen folgte, sich nicht enthalten konnte, dem Commandanten leise zuzuflüstern: „Der Papa hat für uns noch eine artige Ueberraschung im Hintergrunde.“

In der That, die kluge Matrone irrte nicht.

Man setzte sich, nach vollendeten Glückwünschen und Angebinden, zum Tische. Als Friederike, wie die Andern, ihre Serviette vom Teller hob, fand sie auf diesem ein kostbares Halsband von orientalischen Perlen, einen prächtigen Brillantring, und einen an sie gerichteten Brief. Das Fräulein erstaunte freudig, und hob die glänzende Schnur und den blitzenden Ring mit mädchenhaftem Wohlgefallen. Herr Bantes sah sie mit freudefunkelnden Augen an, und weidete sich an ihrer und aller Anwesenden Ueberraschung. Ring und Perlenband gingen darauf an der Tafel umher auf dem Teller, daß Jeder die Pracht bequemer schauen könne. Friederike hatte inzwischen den Brief erbrochen, und las ihn. Ihre Gesichtszüge verriethen noch mehr Erstaunen, als sie schon vorher

bei den Geschenken geäußert hatte. Herr Bantes schwamm in Seligkeit. Die Mama studirte mit einer ängstlichen Neugier die gespannten Gesichtszüge der Tochter.

Friederike schwieg lange, indem sie sinnig das Blatt betrachtete. Endlich legte sie es nieder.

„Laßt auch den Brief herumgehen!“ rief der entzückte Vater. Sie gab den Brief verlegen und stumm an die neben ihr sitzende Mutter.

„Nun, Riekchen,“ rief der Alte, „hat Dir die Ueberraschung den Athem gestohlen? Gelt, der Papa weiß es anzustellen?“

„Wer ist der Herr von Hahn?“ fragte Friederike mit dunkler Miene.

„Wer anders denn, als der Sohn meines alten, ehemaligen Associé Hahn, des berühmten Banquiers? Könntest Du für Dich einen Andern erwarten? Der Alte hat bessere Geschäfte gemacht, als ich hier mit meiner Fabrik. Nun setzt er sich in Ruhe. Sein Sohn, der junge Hahn, übernimmt die ganze Sache des Alten, und Du wirst die Henne des jungen Hahn.“

Frau Bantes gab, indem sie mit dem sich sanft hin und her bewegenden Kopfe eine stille Mißbilligung äußerte, den Brief an den Commandanten. Der Inhalt war folgender:

„Zu Ihrem Geburtsfeste, mein schönes Fräulein, drängt sich, leider dießmal im Geiste nur, weil der Arzt bei rauher Witterung die Reise untersagt hat, ein Ihnen Unbekannter. Ach, daß

ich sagen muß, Unbekannter! daß ich nicht statt dieser Zeilen selbst nach Herbesheim fliegen, und dort um Ihre Hand flehen, und das, was unsere guten Väter in der Herzlichkeit ihrer Jugendfreundschaft wegen unserer Verbindung beschlossen haben, und was meine Sehnsucht so ungeduldig verlangt, vollenden kann! O, mein angebetetes Fräulein, mit der ersten mildern Witterung, wenn auch noch etwas kränklich, eile ich nach Herbesheim. Ich segne mein Schicksal. Ich mache es zur Aufgabe meines Lebens, daß auch Sie einst unser vereintes Schicksal segnen sollen. Nur um die Hand darf ich flehen; ich weiß es, nicht um das Herz. Dieses kann sich nur frei hingeben. Aber lassen Sie mir wenigstens die Hoffnung, es verdienen zu können. Wenn Sie wüßten, wie glücklich nur eine kleine Zeile von Ihrer Hand mich machen, — wie die mich wunderreicher, als die Kunst meines Arztes, heilen und stärken würde — Sie ließen mich nicht vergebens bitten. Erlauben Sie, daß ich mich, in Verehrung und Liebe, nennen darf, Ihren Verlobten, Eduard v. Hahn."

Der Commandant sah starr und ernst auf den Brief. Er hatte gar nicht das Ansehen eines Lesenden, sondern eines Denkenden, oder, ich möchte lieber sagen, eines Träumenden. Inzwischen wollte Vater Vantes durchaus, Friederike sollte ihre mädchenhafte Ziererei abthun, und ihm einmal recht offen und ehrlich bekennen, daß sie sich freue.

„Aber, Papa, wie kann ich das? Ich habe

diesen Herrn Banquier von Hahn in meinem Leben nicht gesehen."

— „Närrchen, ich verstehe Dich, natürlich. Aber ich kann Dir darüber Trost und Frieden geben. Er ist ein feiner, schlanker, großer Jüngling, ein hübsches Milchgesicht. Etwas schwächlich war er schon damals; das ist vermuthlich vom plötzlichen Wachsen gekommen. Er war gewaltig in die Höhe geschossen."

„Wann sahen Sie ihn denn, Papa?"

— „Als ich das letztemal in der Residenz war. Laß sehen, es mögen zehn, zwölf Jahre seyn. Ich brachte Dir damals die schöne Puppe mit, wie hieß sie doch? Sie war fast so groß, wie Du. Die Babette, Rosette, Lisette oder dergleichen. Nun weißt Du's. Der junge Hahn mochte kaum viel über zwanzig haben. Ein rechtes Milchgesicht, sag' ich Dir. Du sollst ihn nur sehen."

„Papa, ich hätte erst ihn lieber gesehen, als seinen Brief mit solchem Antrag gelesen."

— „Ein dummer Streich ist's, daß er, wie wir Alten es abgemacht hatten, nicht selbst zu Deinem Geburtstage kommen konnte. Als ich mit der Mama verlobt war, kam ich selbst. Nun, Mama, und Du? Gelt, Du hast die Aeuglein aufgerissen? Das Geheimniß brannte mir fast die Seele ab. Hätt's Dir gern gleich anfangs mitgetheilt. Allein ich kenne Euch Frauen. Da wäre das Geheimniß schon vor dem Geburtstage verrathen worden, und alle Ueberraschung in die Brüche gegangen."

Frau Bantes erwiederte etwas ernsthaft: „Du hast wohl gethan, Papa, mich, als Mutter, nicht zu Rathe zu ziehen. Es ist nun geschehen. Segne der Himmel Dein Werk.“

— „Aber, Mama, ich sage, die Wahl! Für seinen Adel zwar geb' ich keinen rothen Kreuzer. Doch, solch ein Mädel nimmt's eben auch nicht übel, wenn es gnädige Frau getitelt wird. Aber der reiche Banquier! Sieh, Mama, wir Fabrikanten sind am Ende mit unserm Plunder nur gemeiner Plunder. Aber ein Banquier ist in der Handelswelt allezeit ein Superlativus und dergleichen. Krümmt der alte Hahn den Finger, und winkt nach Wien, flugs ist da am Hofe Alles in Bewegung, und fragt: was befehlen der Herr von Hahn? Nickt er mit dem Kopfe nach Berlin, flugs beugt sich Alles bis zur Erde. Solch Einem können der Teufel und die Engländer und dergleichen nichts anhaben. Davon, Mama, sprech' ich. Was sagst Du dazu?“

„Ich finde die Wahl, eben wie Du sie machen konntest, vortrefflich!“ sagte Frau Bantes ernst, und senkte die Augen auf ihren Suppenteller.

Friederike sah düster seitwärts nach ihrer Mutter, und seufzte: „Mama, auch Sie?“

Der Commandant stierte noch immer den Brief an, während man so fort sprach. „Donner, Hauptmännchen, können Sie sich nicht satt lesen? Ihre Suppe wird kalt!“ rief Herr Bantes.

Waldrich erwachte, sah noch einmal das Pa-

pier an, und warf es hastig vor sich hin, als säße Pestgift daran. Er aß; ein Anderer nahm den Brief.

Papa Bantes ärgerte sich, daß Friederike nicht fröhlicher ward. Er schob anfangs Alles auf die jähe Ueberraschung, daß das arme Mädchen keine Worte finden konnte. Inzwischen ließ er nicht ab, und trieb seine Scherze weiter, wie sie ein frohsinniger alter Herr bei solchen Anlässen wohl zu treiben pflegt. Aber von keiner Seite wollte es anklingen. Nur Buchhalter, Kassierer und Inspector lächelten freundlichen Beifall.

Verdrießlich sagte er endlich zu Friederiken: „Mädchen, rede mir endlich einmal frei von der Leber weg, hab' ich's getroffen, oder nicht? einen klugen oder dummen Streich gemacht? Sag's nur dem Papa. Uebrigens wirst du schon anders pfeifen, Vögelchen, wenn der junge Hahn kömmt."

„Es kann seyn, lieber Papa!" erwiederte Friederike; „Wie sollte ich Ihre freundliche, wohlwollende Absicht im mindesten bezweifeln? Diese Erklärung beruhige Sie."

„Nun, das ist aller Ehren werth, Rieckchen, So muß ein vernünftiges Mädchen zur Sache denken. Mama hat mir's selbst gestanden, sie habe zu ihrer Zeit auch so gedacht. Also, die Gläser gefüllt! Die Braut soll leben, und der Bräutigam daneben!"

Der Papa stieß mit seiner Tochter an. Die

Andern folgten. Die frohe Laune schien zurückzukehren.

„Dummen Streiches kein Ende, daß der junge Hahn uns gerade heute fehlen muß!" fuhr Herr Bantes wieder fort: „Ein schöner, hübscher Mann, sag' ich dir. Sehr gefällig, sehr gesellig; hat mehr Schulen durchgemacht, als sein Vater. Ich wette, du kommst nicht wieder los von ihm, wenn du ihn einmal gesehen hast. Ich wette, du fällst dem Papa um den Hals, und dankest ihm."

„Es ist möglich, Papa. Wenn's dann so ist, werd' ich's gern thun. Aber bis ich ihn gesehen, bitt' ich — und Sie wissen, lieber Papa, ich habe am Geburtstage das Recht der billigen Bitte! — und so bitte ich, kein Wort mehr von ihm, bis ich diesen Unbekannten gesehen habe."

Herr Bantes runzelte die Stirn, und sagte endlich: „Mit Erlaubniß, Fräulein Tochter, das war einmal eine einfältige Bitte! — Indeß sie gilt. Die Mama that zu ihrer Zeit nicht solche Bitten."

„Schatz," sagte Frau Bantes zu ihrem Manne, „keine Vorwürfe für Friederike. Du mußt nicht vergessen, daß ihr Geburtsfest ist; es darf sie Niemand kränken."

„Hast Recht, Mama!" erwiederte der Alte: „Er kommt gewiß bald. Der Neumond ist nahe! dann ändert das Wetter."

Damit nahm die Unterhaltung, freilich Anfangs etwas gezwungen, andere Wendung, und sie ging

endlich auch in die alte Unbefangenheit und Gemüthlichkeit über. Nur beim Hauptmann blieb unter allen Scherzen etwas Frostiges zurück. Frau Bantes schien es zu bemerken, und füllte ihm, wider ihre Gewohnheit, öfters das Glas. Friederike sah einigemal mit starrem, forschendem Auge auf ihn hinüber. Und wenn sich Beide zufällig mit den Blicken begegneten, war ihnen, als thäten ihre Seelen geheime Fragen an einander; in Waldrichs Auge lag etwas, wie ein stummer Vorwurf, und in Friederikens Gemüth ward es, als vernähme sie von diesem Blicke eine angenehme Antwort.

Die Andern plauderten anders, unterhielten sich wohl, und der Papa erreichte wieder die volle Höhe seiner guten und muthwilligen Laune. Es traf sich eben, als man nach aufgehobener Tafel um den Tisch ging, um der schönen Königinn des Festes den gesetzlichen Kuß zu geben, daß Waldrich und Friederike einander vor dem Vater Bantes begegneten.

„Höre, Rieckchen," sagte der muthwillige Vater, „denke dir jetzt, unser Georg da sey nun ein gewisser Jemand, den ich bei Leibes- und Lebensstrafe nicht nennen darf, bis er hier ist. Denke dir das, dann wird der Kuß anders als ein gemeiner werden; versuch's nur, du Närrchen."

Waldrich und Friederike standen vor einander. Er nahm ihre Hand. Sich, Aug' in Auge verloren, ernst, fast wehmüthig anschauend, neigten

sie sich zum Kusse gegen einander. Der Alte sprang mit einer komischen Bewegung auf die Seite, den Kuß zu sehen. Er ward gegeben. Beide, indem sie sich zurückzogen, schlossen ihre Hände fester zusammen. Waldrich erblaßte, Friederikens Augen verdunkelten von einer Thräne. Sie neigten noch einmal die Lippen zusammen. Nach diesem Kusse schienen Beide von einander gehen zu wollen. Rasch noch einmal flogen Beider Lippen zusammen. Dann laut weinend eilte Friederike fort; Waldrich wankte gegen ein Fenster, und zeichnete gedankenlos mit dem Finger im angelaufenen Glase desselben.

Der Alte sah links und rechts mit dem Kopfe, während er übrigens steif und wie versteinert stand. „Was, zum Kukuk, ist denn los? Was hat denn das Mädchen?" rief er: „Was ist ihm begegnet?"

Frau Bantes senkte ihre Augen schweigend nieder auf den Brillantring ihrer Hand; sie wußte, was Friederiken begegnet war, und sagte zum Herrn Bantes: „Papa, schone jetzt des Mädchens. Laß es erst ausweinen."

„Aber, aber, aber..." rief der Alte hastig, und lief zu Friederiken: „Was hast du, Kind? Was weinst du?"

Sie weinte, und erwiederte, sie wisse es selbst nicht.

„Ah, Flausen und dergleichen!" rief der Ba-

ter: „Dir ist etwas geschehen. Bist du gekränkt worden? Hat etwa die Mama....“

„Nein.“

„Oder hat der Hauptmann dir etwas gesagt?“

„Nein.“

„Donner, doch ich nicht? — Was? rede doch, ich? Wegen des Spasses, darum weinst du?“

Frau Bantes zog ihn sanft an der Hand von Friederiken zurück, und sagte: „Papa, du hast dein Wort gebrochen, und sie gekränkt. Du hast ihre Bitte verletzt, und wieder, du weißt es wohl....“

„An den Jemand erinnert? — Hast Recht, ich hätte es nicht thun sollen. Laß gut seyn, Riekchen; es geschieht nicht wieder. Wer nimmt aber dem Papa dergleichen auch auf der Stelle so hoch auf?“

Friederike beruhigte sich. Frau Bantes führte sie zur Harfe. Waldrich mußte stimmen. Die Flöte ward geholt. Man versuchte die neuen Notenstücke. Friederike spielte die Harfe unter Waldrichs Flötenbegleitung vortrefflich. Es ward noch ein schöner, genußvoller Abend.

Berathungen.

Papa Bantes hielt Wort. Mit keiner Sylbe mehr geschah Erwähnung von dem gewissen Jemand. Eitles Treiben. Desto mehr dachte nun Jeder im Hause an ihn.

Regelmäßig Morgens, Mittags und Abends

ging Herr Bantes zum Barometer, klopfte an, um das Quecksilber steigen zu machen, und für reisende, kränkliche Leute schönes Wetter zu erzwingen. Friederike, wenn es Niemand bemerkte, klopfte auch, um das Quecksilber fallen zu machen. Waldrich, nicht minder Frau Bantes, schielten auch öfter als sonst nach der weissagenden Röhre Torricelli's.

„Das Wetter bessert sich offenbar!" sagte eines Tages Herr Bantes, da er sich mit der Mama allein im Zimmer befand: „Diese Wolken zertheilen sich. Ich denke, er ist schon unterwegs."

„Das verhüte Gott, Papa. Mir schiene überhaupt gerathener, du würdest Herrn von Hahn schreiben, nicht vor Weihnachten nach Herbesheim zu kommen. Und wenn ich auch nicht an das alberne Geschwätz glauben mag, so kann man sich doch nicht erwehren, ängstlich zu seyn.

„Ei, ei, Mama! denkst du an den todten Gast? Possen! Schäme dich."

„Ich geb' es zu, lieber Mann, es ist Thorheit. Allein, es dürfte unserm Kinde in der Adventszeit begegnen, was wolle, man würde immer.... ja, bloß der Gedanke daran könnte, wenn etwa Riekchen nur unpäßlich würde, das Uebel verschlimmern. Und wenn ich auch nicht an Gespenster glaube, und wenn auch Friederike darüber lacht, möchten wir doch Beide nicht Nachts in der Kirche herumgehen. Der Mensch ist nun so. Verschiebe die förmliche Verlobung

bis nach der fatalen Zeit. Nach Advent haben die jungen Leute noch hundert Jahre Muße, sich einander zu sehen, Verlobung und Hochzeit zu machen. Warum denn eben jetzt geeilt? Was schadet ein Verzug von wenigen Wochen?"

„Schäme dich, Mama! Muthe mir nicht Narrheiten zu. Eben deswegen gerade, weil der Pöbel sein Larifari mit dem todten Gaste hat, muß Friederike jetzt Braut werden, muß jetzt Verlobung seyn. Man muß ein Beispiel geben. Es ist für uns Pflicht und dergleichen. Sehen die Leute in der Stadt, daß wir uns um keinen todten Gast bekümmern, daß wir unsere Tochter verloben, allem Geschwätze zum Trotz; daß Riekchen den Kopf behält, und ihr Keiner den Hals umdreht: so ist dem tollen Aberglauben der Hals umgedreht auf immer. Den Leuten bloß predigen: seyd einmal gescheut! thut Buße! werdet fromm! das hilft nichts; sondern hübsch voran, Herr Pfarrer, voran!"

„Gesetzt aber, Papa, dein Kind ist dir doch auch lieb, gesetzt nun.... siehst du, vor hundert Jahren muß doch, laut dem Kirchenbuche, etwas Unglückliches begegnet seyn, sey es gewesen, was es wolle; vielleicht waren damals auch Menschen, die sich über die uralte Sage hinwegsetzten; — nun, wir wollen es auch thun. Aber wenn du die Verlobung eben in die böse, verrufene Adventszeit dieses hundertsten Jahres legst, und, was Gott verhüte! es geschähe dann, daß...."

„Halt! du willst doch nicht sagen, Friederikens

Gesicht im Nacken? Ich mag den Teufelseinfall gar nicht denken. Bleib mir damit vom Leibe, sag' ich."

„Nein. Aber, zum Beispiel, Herr von Hahn käme in diesen berüchtigten Tagen, bei diesem winterlichen Wetter zu uns, — denke nur, kränklich ist er, wie er schreibt. Es könnte doch die Witterung auf weiter Reise, bei schlechten Wegen, sein Uebel verschlimmern .... Gesetzt, wir hätten einen kranken — vielleicht zuletzt einen todten Gast, es graut mir, es auszusprechen! Und dann, die vom Aberglauben ausgezeichneten Advente dieses Jahres, — durch deinen Eigensinn diesen Aberglauben bestätigt ... Freund, bedenk es doch wohl."

Herr Bantes schien nachdenkend zu werden, und brummte endlich: „Mama, ich begreife nicht, wie du immer auf Einfälle geräthst, die sonst in keines Menschen Gehirn kommen. Wie machst du's auch? Könntest Poet werden und dergleichen. Spür's übrigens euch allen an, daß ihr vom Popanz der Herbesheimer Adventstage lebendig besessen seyd. Alle seyd ihr's; du, Friederike, sogar der Hauptmann, der doch Soldat seyn will, der Kassierer, Buchhalter, Inspector, Alle, sag' ich! Aber Keiner will es Wort haben. Pfui!"

„Wenn es wäre, woran ich aber doch fast zweifle, so ist es Pflicht des klugen Hausvaters, glimpflich eines Vorurtheils zu schonen, das eben Keinem schadet."

„Alle Narrheit schadet. Darum keine Schonung; Krieg, offener Krieg! Seit Friederikens Geburtstag geht und steht hier im Hause Jeder so verblüfft, als wäre das jüngste Gericht unterwegs. Der Teufel hat das Mährchen vom todten Gaste erfunden. Es bleibt, wie gesagt, beim Alten, Mama. Nichts wird geändert. Ich bin unbeweglich!"

So sagte Herr Bantes, und lief aus dem Zimmer.

Inzwischen blieb es doch bei ihm nicht so ganz beim Alten. Das Gespräch hatte in ihm einen Dorn zurückgelassen. Er fand, daß es um des lieben Hausfriedens willen besser seyn könne, die förmliche Verlobung auf Weihnacht hinauszustellen. Er liebte seine Tochter zu sehr, und diese Liebe brachte ihn auf allerlei Besorgniß, der Teufel könne doch auf irgend eine Art sein Spiel treiben, und dann würde man es dem todten Gaste zuschreiben. Je näher der erste Advent rückte, je unheimlicher ward ihm dabei, und zwar wider seinen Willen. Er wünschte, sein zukünftiger Schwiegersohn möchte einstweilen noch ausbleiben. Es jagte ihm einen Schrecken ein, als sich das Wetter völlig aufklärte, und der volle, warme Sonnenschein über die Welt floß, als wolle der Spätherbst noch einen schönen Nachsommer zum Geschenk bringen. Er ging nun eben so fleißig zum Barometer und klopfte, das Quecksilber wieder fallen zu machen.

Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß die Mama, daß Friederike die ehemalige gute Laune mit dem guten Wetter wiederbekommen hatten, der Commandant ebenfalls, und daß zuletzt alle Hausgenossen den ehemaligen Ton wiederfanden. Nur er konnte ihn nicht sogleich wiederfinden.

Gutes Wetter.

Frau Bantes hatte wohl bemerkt, daß Riekchen mancherlei in ihrem Herzen gegen den reichen Banquier einzuwenden hatte; daß der Stadtcommandant in diesem Herzen, mehr als es seyn sollte, Commandant geworden war. Nicht um den Commandanten, so lieb er ihr auch war, zu begünstigen, sondern jede Uebereilung und das daraus mögliche Unglück zu verhüten, trachtete sie nun, die förmliche Verlobung des Banquier mit ihrer Tochter zu verspäten. Sie wünschte, die jungen Leute sollten sich erst kennen lernen, Friederike sollte sich erst an ihr bestimmtes Schicksal in Gedanken gewöhnen. Nebenbei war doch auch erst näher zu erfahren, ob Herr von Hahn durch sein Herz das Herz Friederikens verdiene. Daher hatte die sorgliche Mutter dem Herrn Bantes, obwohl er ihr das auch für sie hochwichtige Verfügen über die Hand ihrer Tochter bis zum Geburtstage verheimlicht hatte, nie in seiner Wahl widersprochen, keinen Vorwurf gemacht. Sie kannte Herrn Bantes zu gut; Widerspruch würde ihn noch erpichter auf seine Sache gemacht haben.

Darum spann sie jenes Gespräch mit ihm an, und schob sie ihm den Dorn in's Gewissen, und freute sich, als sie wahrnahm, es sey nicht ohne Wirkung geblieben. Darum hatte sie auch, schon am Geburtstage selbst, an eine Freundinn in der Residenz um Erkundigungen über den sittlichen Werth des Herrn von Hahn geschrieben. Die Antwort traf an demselben Tage ein, als das schöne Wetter dem Herrn Bantes Schrecken machte. Herr von Hahn ward in dem Briefe der Freundinn als einer der rechtschaffensten Männer geschildert, der Jedermanns Achtung, und bisher auch Jedermanns Bedauern genossen hätte, nicht nur, weil er immer sehr kränklich, sondern bisher auch in fast sklavischer Abhängigkeit von seinem Vater gewesen sey. Seit einigen Wochen aber habe der junge Mann die sämmtlichen Geschäfte des Alten übernommen. Der Alte ziehe sich nun auf ein Landgut zurück, weil er schon die Altersschwächen zu sehr fühle, schwer höre, und selbst durch die Brille nicht mehr gut sehe.

Diese angenehmen Nachrichten machten der Frau Bantes gutes Wetter.

Ein anderer Umstand brachte das gute Wetter für Friederike und den Commandanten an demselben Tage.

Waldrich war nämlich aus Auftrag der Frau Bantes in Riekchens Zimmer getreten. Sie saß am Fenster, die Stirn auf die neue Harfe gelehnt, die sie vor sich hatte.

„Fräulein, die Mama wünscht zu wissen, ob Ihnen gefällig wäre, mit uns beim schönen Wetter eine Fahrt in's Freie zu machen?"

Riekchen antwortete nicht, sondern drehte das Gesicht noch ein wenig mehr von ihm ab, gegen das Fenster.

„Ihro Gnaden sind ungehalten?" fragte Waldrich, der da glaubte, sie wolle mit ihm Scherz treiben: „Hab' ich zum Frühstück nicht, auch wider Neigung, eine Tasse Chocolade mehr getrunken, bloß weil Ihro Gnaden befahlen? Bin ich nicht pünktlich und zu rechter Zeit von der Parade zum Essen gekommen? Hab' ich bei Tische nicht zu Allem mein ehrerbietiges Ja gesagt?"

Es erfolgte keine Antwort. Er stand eine Weile schweigend da, ging dann zur Thür, als wolle er fort, kehrte dann wieder um, und sagte ungeduldig: „Kommen Sie, Riekchen, das Wetter ist herrlich."

Darauf ertönte ein dumpfes Nein. Er erschrack bei dem Tone, denn dieser verrieth, daß er unter Thränen hervorgegangen sey.

„Was fehlt Ihnen?" sagte er ängstlich, und nahm die unter ihrer Stirn ruhende Hand von der Harfe, und zwang sie, aufzusehen.

„Will die Mama ihm vielleicht mit uns entgegenfahren? Soll er heute ankommen? Hat sie etwas gesagt?" — fragte Friederike hastig, und trocknete mit dem weißen Tuche ihre rothgeweinten Augen.

Waldrich's Blick verdunkelte sich. Halb unwillig sagte er: „O Friederike, es ist nicht recht

von Dir, daß Du so fragst. Glaubst Du, ich möchte Dich noch einladen, wenn ich so etwas nur ahnen könnte? Wollte Gott, er käme nicht, ehe ich davon wäre."

„Wie davon?"

„In eine andere Garnison. Ich habe dem General schon an Deinem Geburtstage geschrieben und ihn gebeten, und noch keine Antwort."

Riekchen sah ihn verdrießlich an, stand auf und sagte: „Georg, nimm mir's nicht übel, das war einmal wieder einfältig von Dir."

„Ich kann, ich will, ich darf aber nicht bleiben."

„Waldrich, ist das Ihr Ernst? Sie werden machen, daß ich Ihnen zeitlebens böse werde."

„Und Sie wollen meinen Tod, wenn Sie mich zwingen, Ihr Hochzeitgast zu seyn."

„Sie sollen nie zu meiner Hochzeit eingeladen werden. Wer hat Ihnen gesagt, daß ich mein Jawort schon gegeben?"

„Sie dürfen es nicht verweigern."

„Und, ach Gott, ich kann es doch nicht geben!" — schluchzte das Fräulein, und verhüllte das Gesicht. Auch Waldrich ward von seinem geheimen Schmerz übermannt. Dieß war das erstemal, daß Beide unter sich diesen Gegenstand berührten, obgleich er ihnen nie aus dem Sinn gekommen war. Am letzten Geburtstage, als Beide zum erstenmal von der Gewißheit oder Möglichkeit erschreckt wurden, sich in Zukunft nicht mehr seyn

zu können, was sie bisher in unbefangener Fortsetzung jugendlicher Zusammengewöhnung gewesen waren, hatten sie zum erstenmal in sich erkannt, mit welcher Liebe sie aneinander hingen. Beide betrachteten sich, seit jenen verrätherischen drei Festagsküssen, mit ganz andern Augen. Beide verstanden sich, wußten, daß sie liebten und geliebt wurden, ohne es weiter einander mit Worten zu sagen. In Beiden war plötzlich das ruhige, alles verschönernde Licht der Freundschaft zur Flamme geworden. Beide wollten diese vor einander verbergen, und erhöhten damit nur die innere Macht derselben.

Nach einer Weile trat Waldrich wieder zu ihr, und sagte in treuherzigem Tone: „Riekchen, dürfen wir mit einander noch bleiben, wie es bisher war?"

„Waldrich, können wir denn gegen einander anders werden, wie bisher?"

„Können? ich? Das ist unmöglich. Ach, ich wußte selbst nicht, Riekchen, was mein Glück gewesen. Nun ich Dich verliere, weiß ich erst, daß ich verloren bin."

„Verlieren, Georg! Sage mir das nicht, und mache mich nicht unglücklich. Es ist ein entsetzliches Wort, das! Nenn' es nicht wieder."

„Aber wenn er kommt?"

„Dann wird Gott sorgen. Da, nimm meine Hand, Georg, zehntausendmal lieber verlob' ich mich dem todten Gaste. Aber Du sagst es weder

dem Papa noch der Mama. Nimm auf dieß Wort meine Hand, und sey ruhig für mich."

Er nahm die Hand, und bedeckte sie mit heißen Küßen. „Es ist ein Lebenswort, Fräulein!" sagte Waldrich: „Ich durfte es kaum erwarten. Aber ich nehme es von Ihnen. Brechen Sie es, so brechen Sie mein Leben."

„Und sind Sie nun wieder froh und glücklich?"

„Ach, ich war's noch nie so, wie diesen Augenblick!" rief er.

„Fort," rief Friederike, „die Mama wird Dich erwarten. Fort, ich mache meine Toilette und fahre mit Euch." — Sie stieß ihn zurück, und drängte ihn zur Thür; aber an der Thür gab sie ihm einen Abschiedskuß. — Wie ein Trunkener ging er, und meldete der Frau Bantes Friederikens Entschluß. Sich selbst nicht empfindend, sank Friederike auf einen Sessel hin, und verging im Traum ihrer Seligkeit, und vergaß die Spazierfahrt. Der Wagen wartete. Frau Bantes ging endlich selbst, die Tochter zu holen. Diese saß träumend da, das Köpfchen, von blonden Locken umringelt, auf die Brust gesenkt, die gefalteten Hände im Schoose.

„Was sinnest Du? oder betest Du?" fragte die Mama.

„Ich habe mit Gott gesprochen."

„Ist Dir wohl?"

„Wie einem Engel bei Gott."

„Dein Ernst, Riekchen? Du scheinst geweint zu haben?“

„Ja, ich habe geweint. Aber ich bin nun glücklich, Mama. Kommen Sie zum Wagen. Ich nehme nur noch den Hut.“

Sie nahm den Hut, und stellte sich vor den Spiegel, unter welchem das rosenrothe Seidenband lag, welches Waldrich um die Geburtstagsharfe geschlungen hatte. Sie nahm es, und band es um ihren Leib als Schleife.

Frau Bantes schwieg; aber sie beschloß, dem Commandanten nie wieder einen Auftrag an das Mädchen zu geben.

Die Sage vom todten Gaste.

Am folgenden Abend war im Hause des Herrn Bantes die gewöhnliche erste Wintergesellschaft; so hieß in Herbesheim, was in andern Städten auch Kränzchen, Soirée, Thee u. s. w. genannt wird. Unter den besten Familien der kleinen Stadt ging es nämlich der Reihe nach herum, sich jede Winterwoche einmal freundlich und einfach zu bewirthen, und mit Musik, Gesang, Gespräch, Spiel und Scherz den langen Abend zu erheitern. Zu bemerken ist übrigens im Vorbeigehen, daß unter Spiel kein Kartenspiel verstanden ward, wie es gewöhnlich die armselige Unterhaltung von Leuten zu seyn pflegt, die zwischen Medisiren und Langeweilehaben, keinen Mittelweg durch ein anderes erheiterndes Gesellschaftsspiel kennen.

Diesen Abend war aber beim Herrn Bantes weder an Gesang noch Musik, weder an Spiel noch Scherz zu denken. Man sah sich in diesem Kreise und diesen Winter das erstemal. Man hatte sich einander gar viel zu sagen, und weil in drei Tagen der erste Advent war, kann man denken, daß der todte Gast die Kosten der Unterhaltung bestreiten mußte. Die jungen Frauenzimmer rümpften die Näschen, oder stellten sich doch etwas ungläubig. Manche war froh, daß sie keinen Bräutigam hatte, den sie aber vielleicht nach der Adventszeit nicht verschmäht haben würde; mancher zog sich das arme Herz bange zusammen, wenn sie an Jemanden dachte, der dem armen Herzen angehörte. Die älteren Frauen, nach reiflicher Ueberlegung, stimmten so ziemlich überein, daß die Geschichte vom todten Gaste nicht ganz aus der Luft gegriffen seyn möge. Die jungen Herren waren alle, ohne Ausnahme, ungläubig. Einige wünschten, der todte Gast möchte kommen, und ihren Heldenmuth versuchen. Ein Paar ältliche Herren drohten den jungen Großsprechern warnend mit den Fingern. Einige junge Frauenzimmer stimmten ein, und es gab manche Neckerei, manches Witzspiel und muthwilliges Gelächter.

„Aber,“ rief Herr Bantes mit drolligem Zürnen, „was ist das für Wirthschaft? Wohin ich den Kopf stecke: todter Gast, links und rechts. Ist das auch eine Unterhaltung für meine lebendigen Gäste? Fort damit, sag' ich. Lebendigere

Unterhaltung! Keine Winkelplaudereien, kein Geflüster von den Todten!"

„Der Meinung bin ich auch!" sagte der Kreissteuereinnehmer: „Lieber das gemeinste Pfänderspiel! Wenn Herbesheim von den lebendigen Gästen so wenig zu befürchten hätte, als vom hundertjährigen Besuche des todten Gastes, so würden wir sicher seyn, daß unsern jungen Schönen nie das Köpfchen verdreht würde."

„Ich möchte eigentlich nur wissen, wie das alberne Histörchen in die Welt hineingekommen wäre!" sprach ein junger Rathsherr: „Es ist auch so dürr, wie ein Gerippe; kein näherer Umstand davon bekannt, daß sich daraus allenfalls eine Romanze oder Ballade schaffen liesse, damit es doch zu etwas tauge."

„Umgekehrt," entgegnete Waldrich, „die Sage vom todten Gaste, wie man sie ehemals kannte, und wie ich sie in meiner Kindheit einmal von einem alten Jäger erzählen hörte, ist zu lang, und für unsere heutigen Tage zu langweilig; darum hat man sie vergessen, und recht daran gethan."

„Wie, wissen Sie die Geschichte noch?" fragten schnell Mehrere.

„Ich erinnere mich ihrer noch dunkel!" erwiederte Waldrich.

„O, Sie müssen uns erzählen!" riefen die Mädchen, und drängten sich zu ihm! „Bitte, bitte, Sie müssen uns erzählen!"

Da half kein Widerstand, kein Entschuldigen. Zu den Frauenzimmern traten die Herren, und baten. Man rückte die Stühle zusammen.

Waldrich, gern oder ungern, mußte sich bequemen, die Sage mitzutheilen, wie er sie vom alten Jäger empfangen hatte. Er schmückte, um damit einigermaßen zu unterhalten, die Geschichte so gut aus, als er es sogleich aus dem Stegreife konnte.

Es sind nun wirklich, fing er an, zweihundert Jahre voll, als der dreißigjährige Krieg angefangen, und der Kurfürst Friedrich von der Pfalz die Krone des Königreichs Böhmen auf sein Haupt gesetzt hatte. Der Kaiser aber und der Kurfürst von Baiern, an der Spitze der Katholiken Deutschlands, brachen auf, die Krone wieder zu erobern. Die große, entscheidende Schlacht am weißen Berge bei Prag ward geliefert. Der Kurfürst verlor die Schlacht und die Krone. Wetterschnell flog die Botschaft von Mund zu Mund durch Deutschland. Alle katholischen Städte jubelten über den Untergang des armen Friedrichs, der seinen Thron nur wenige Monate besessen hatte, und den man deswegen nur den Winterkönig zu nennen pflegte. Man wußte, daß er in Verkleidung mit geringem Gefolge aus Prag entflohen sey.

Das wußten auch unsere lieben Vorfahren in Herbesheim vor zweihundert Jahren. Sie plauderten damals schon eben so gern von Stadt- und

Staatsneuigkeiten, wie wir, ihre würdigen Enkel, sie waren aber damals, ich darf nicht sagen, religiöser, wohl religionswilder. Die Freude über Niederlage und Flucht des Winterkönigs war also ungefähr eben so ausgelassen, ja weit stürmischer, als bei uns vor einigen Jahren über Niederlage und Flucht des Kaisers Napoleon.

Drei bildschöne Jungfrauen saßen einst, vom Winterkönige plaudernd, beisammen. Sie waren alle drei gute Freundinnen, und alle drei hatten einen Bräutigam, das heißt, jede einen besondern für sich, weil sie sonst nicht Freundinnen gewesen wären. Die eine hieß Veronica, die andere Franzisca, die dritte Jacobea.

„Man sollte den König der Ketzer nicht aus Deutschland entwischen lassen!“ sagte Veronica: „So lange er lebt, wird das Ungeheuer der Lutherei leben, und nicht ruhen, Verderben auszuspeien.“

„Ja,“ rief Franzisca, „wer den todtschlägt, hat eine große Belohnung vom Kaiser, vom Kurfürsten von Baiern, von der ganzen heiligen Kirche und dem Pabste zu erwarten; ja er hat auf den Himmel zu zählen.“

„Ich wollte,“ fiel Jacobea ein, „er käme in unsere Stadt, o ich wollt' es! Er müßte durch die Hand meines Liebsten sterben. Mein Liebster bekäme wenigstens eine Grafschaft zum Lohn.“

„Es ist die Frage,“ sagte Veronica, „ob dich dein Liebster zur Gräfinn machen möchte; denn er

hat kaum Herz genug zu solcher Heldenthat. Der meinige würde, ich dürfte nur mit den Augen winken, das Schwert anlegen, und den Winterkönig zu Boden schlagen. Und die Grafschaft wäre dir vor der Nase weg erobert."

„Macht euch Beide nur nicht so breit!" sagte Franzisca: „Mein Liebster ist doch der Stärkste von Allen. Ist er nicht schon im Kriege gewesen als Hauptmann? Und wenn ich ihm geböte, den Großtürken auf dem Throne niederzuhauen, er ginge. Freut euch auf die Grafschaft nicht zu sehr."

Indem die Jungfrauen noch um die Grafschaft stritten, entstand ein heftiges Getrappel jagender Rosse auf der Straße vom Thore her. Flugs alle drei Mädchen zum Fenster. Es war aber ein schreckliches Wetter draußen; der Regen schoß in Strömen auf die Gasse von allen Dächern und Rinnen. Der Sturmwind sauste und trieb die Fluthen des Regens gegen Häuser und Fenster.

„Daß sich's Gott erbarme!" rief Jacobea: „Wer bei solchem Wetter noch unterwegs ist, der reist gewiß nicht aus Lust."

„Den treibt die wilde Noth!" sagte Veronica.

„Oder das böse Gewissen!" setzte Franzisca hinzu.

Gegenüber vor dem Wirthshause zum Lindwurm hielten dreizehn Herren zu Pferde still, und stiegen eilfertig ab. Zwölf blieben bei den Rossen, der dreizehnte in weißen Kleidern ging in das

Haus des Wirthes. Bald kam der Wirth mit den Knechten. Die Pferde wurden in den Stall, die Herren in's Wirthshaus geführt. Trotz dem Regen lief Volk in der Gasse zusammen, die fremden Reiter und Pferde zu sehen. Das schönste Roß gehörte dem weißen Herrn; es war ein schneeweißer Schimmel mit prächtigem Geschirr.

„Wenn das der Winterkönig wäre!“ riefen die drei Jungfrauen, wie sie sich von den Fenstern abwandten, im ersten Augenblicke, und einander bedenklich mit großen Augen anstarrend.

Da polterte es auf der Treppe. Siehe, herein traten die drei Bräutigame der Jungfrauen. „Wisset ihr schon,“ rief der eine, „der flüchtige Winterkönig ist in unsern Stadtmauern.“

„Da wäre ein Fang zu machen!“ sagte der zweite.

„Die Angst liegt dem langen, hagern Weißrock im Angesicht!“ rief der dritte.

Ein froher Schauder übergoß die Mädchen. Sie starrten sich wieder mit großen, forschenden Augen an. Es war, als redeten sie mit den starren Blicken zusammen, als verständen sie einander. Plötzlich reichten sie einander die Hände, und sagten: „Ja, es gilt! es gilt! Alle drei mit einander und ungetheilt.“ Dann ließen sie die Hände los, und jede drehte sich hin zu ihrem Bräutigam.

Veronica sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig lebendig aus unsern Stadtmauern ziehen, so will ich lieber des Win-

terkönigs Metze, als meines Liebsten ehelich Gemahl seyn. So wahr mir Gott helfe mit seinen Heiligen."

Franzisca sprach zu dem ihrigen: „Läßt mein Liebster den Winterkönig diese Nacht überleben, will ich eher den Tod, als meinen Liebsten küssen, und mein Liebster soll ewig die Hochzeit umsonst erwarten. So wahr mir Gott mit seinen Heiligen helfe."

Jacobea sprach zu dem ihrigen: „Der Schlüssel zu meinem Brautkämmerlein ist nun und ewig verloren, bringt morgen der Herzallerliebste mein nicht purpurroth sein Kriegesschwert vom Blute des Winterkönigs."

Die drei Bräutigame erschracken; doch sammelten sie ihre Geister bald wieder, indem sie die schönen Jungfrauen liebreizender, denn jemals vor sich stehen, und der Antwort gewärtig sahen. Keiner wollte zurückbleiben, jeder der Erste seyn, die Inbrunst seiner Liebe durch ein Heldenstück zu beurkunden. Also verhießen sie, der Winterkönig solle die Sonne nicht wiedersehen.

Sie beurlaubten sich von den Bräuten, die nun frohlockend zusammensaßen, und von dem ewigen Ruhm ihrer Geliebten, von deren Muth und Zärtlichkeit, und zuletzt von der Grafschaft plauderten, wie sie dieselbe unter sich theilen wollten. Die drei jungen Männer aber beredeten sich, gingen alsbald in's Wirthshaus zum Lindwurm, forderten einen Trunk, forschten gesprächig den Frem-

den nach, und wer der König seyn möge, und wo er schlafe, und ob er ein schönes Zimmer habe. Sie kannten aber Alle jeden Winkel des Hauses wohl. Und sie zechten bis tief in die Nacht.

Vor Tagesanbruch ritten eilfertig zwölf der fremden Gäste fort bei Sturm und Wetter. Der dreizehnte lag todt, im Blute schwimmend, auf dem Bette. Er hatte drei Todeswunden. Niemand konnte sagen, wer er sey; doch versicherte der Wirth, der König sey es nicht. Und er hatte Recht; denn der Winterkönig entkam, wie bekannt, glücklich nach Holland, und lebte noch manches Jahr. — Der todte Gast wurde noch desselben Tages begraben, aber nicht auf dem Kirchhofe in geweihter Erde zu den Gebeinen anderer katholischen Christen, sondern, als ein vermuthlicher Ketzer, auf dem Schindanger ohne Sang und Klang.

Aengstlich warteten indessen die drei Bräute auf die Ankunft ihrer Liebsten, um ihnen süßen Lohn zu zollen. Aber sie kamen nicht. Sie schickten nach ihnen wohl aus in alle Gassen und Häuser; aber es hatte sie Niemand mehr, seit der Mitternachtsstunde gesehen. Selbst der Wirth und dessen Frau, Mägde und Knechte wußten nicht zu sagen, wohin sie gegangen, und was aus ihnen geworden.

Da härmten sich die armen Mädchen bitterlich, und sie weinten Tag und Nacht, und bereu-

ten den frevelvollen Befehl, welchen sie so treuen und schönen Männern gegeben.

Am meisten jammerte heimlich die reizende Jacobea, denn sie hatte zuerst den gefährlichen Anschlag auf das Leben des Winterkönigs vor ihren Gespielinnen laut gethan. Zwei Tage waren seit der Unglücksnacht verflossen, der dritte fast verflossen. Noch wußten die Bräute, noch die bekümmerten Aeltern nichts über das Schicksal der Jünglinge.

Da ward an Jacobea's Thüre gepocht, und es trat ein fremder, vornehmer Mann herein, und fragte nach dem Mägdlein, das weinend neben dem Vater und der Mutter saß. Der Fremde überreichte einen Brief, den er unterwegs von einem Jüngling empfangen, und zu bestellen versprochen hatte. O wie freudig erschrak Jacobea! Das Briefchen kam vom Geliebten.

Es war aber fast dunkel. Die Mutter eilte, und brachte zwei brennende Lampen, den Brief zu lesen, und den Fremden besser zu sehen. Es war ein Mann bei dreißig Jahre alt, von hoher, magerer Gestalt, ganz schwarz gekleidet, doch nach Sitte damaliger Zeit mit großem, von schwarzen Federn umwehten Hut, schwarzem Wamms mit weit überliegendem Spitzenkragen auf den Achseln, schwarzen Unterkleidern, und weiten Stiefeln; an der Seite ein Schwert, dessen Griff mit Gold und Perlen, und blitzenden Steinen ausgelegt war. Funkelnde Edelsteine sah man

mit allerlei Licht von seinen Fingerringen strahlen. Doch sein Angesicht, zwar regelmäßig und edel, war, trotz dem Feuer seines Blickes, blaß und erdfarben, und der schwarze Anzug machte ihn noch bleicher. Er setzte sich, und der Vater las bei der Lampe den Brief. Er lautete: „Wir haben den Unrechten getroffen; drum, Liebchen, lebe wohl, dieweil ich den Schlüssel zum Brautkämmerlein verloren. Ich zieh' in Krieg gen Böhmenland, und suche mir eine neue Braut, die nicht fordert vom Liebsten ein purpurrothes Schwert. Tröste dich, wie ich mich. Da send' ich dir den Ring zurück." Der Ring fiel aus dem Briefe.

Als Jacobea solches vorlesen hörte, ward sie schier ohnmächtig, und sie weinte und fluchte dem Ungetreuen. Vater und Mutter trösteten das arme Kind, und der Fremde redete viel holdselige Worte: „Hätt' ich gewußt, daß der Schalksknecht mich zum Ueberbringer solcher Verzweiflung mache, so wahr ich bin der Graf von Gräbern, ich hätt' ihm den Johannissegen mit meinem guten Schwert ertheilt. Trocknet eure schönen Augen, holdes Fräulein; eine einzige Thränenperle, die über Eure rosenrothen Wangen rinnt, ist genug, alle Flammen Eurer Liebe auszulöschen."

Aber Jacobea konnte nicht aufhören zu weinen. Der Graf entfernte sich endlich, und bat um Erlaubniß, die schöne Leidende am folgenden Tage noch einmal besuchen zu können.

Er hielt auch Wort und kam, und da er mit

Jacobea allein war, sprach er: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, indem ich immer Eurer Schönheit und Eurer Thränen gedachte. Ihr seyd mir wohl ein Lächeln schuldig, daß meine von Schlaflosigkeit blassen Wangen wieder Röthe gewinnen.“

„Wie kann ich lächeln?“ sagte Jacobea. „Hat nicht der Ungetreue mir den Ring gesandt, das Herz umgewandt?“

Der Graf nahm den Ring, und warf ihn hinaus zum Fenster: „Weg mit dem Ring!“ rief er: „Wie gern ersetzt' ich ihn mit einem schönern!“ und er legte den prächtigsten von seinen Fingern vor ihr auf den Tisch: „Wie gern mit allen diesen Ringen, und an jedwedem hängt eine reiche Herrschaft.“

Jacobea erröthete. Sie schob den prächtigen Ring zurück. „Seyd nicht so grausam,“ sprach der Graf: „denn nun ich Euch einmal gesehen, kann ich Euch nimmer vergessen. Hat Euch Euer Liebster verschmäht, verschmäht ihn wieder. Das ist süße Rache. Mein Herz und meine Grafschaft liegen zu Euern Füßen.“

Zwar Jacobea mochte nicht davon hören, aber doch fand sie in ihrem Herzen, der Graf habe mit der Rache Recht, und der Treulose müsse vergessen seyn. Sie sprachen noch Vieles mit einander. Der Graf redete sehr bescheiden und einnehmend; nur war er nicht so schön, wie der verlorene Bräutigam, sein Gesicht auch gar zu bleich und

erdfarben. Doch wenn er anmuthig redete, vergaß man die Farbe leicht. Und da Alles seine Zeit hat, so hörte auch Jacobea auf zu weinen, und sie mußte wohl zuweilen zu den Scherzen des Grafen lächeln.

Die Anwesenheit des reichen Herrn in Herbesheim ward bald in der ganzen Stadt ruchbar, denn er hatte prachtvoll gekleidete Dienerschaft, und machte viel Aufwand. Auch daß er Jacobea einen Brief von dem verschwundenen Bräutigam gebracht, erfuhr bald Jeder. Als dies Veronica und Franzisca hörten, eilten sie zu ihrer Freundinn, und fragten, ob der vornehme Graf nichts von den übrigen Beiden gewußt habe, und baten, danach zu forschen.

Solches that auch Jacobea; und da der Graf sagte, er wolle die leidtragenden Freundinnen selbst aufsuchen, um nach den Beschreibungen zu urtheilen, wer ihre Liebsten wären, dankte ihm das Mägdlein sehr. Auch that sie ihm schon gütiger, denn sie hatte Nachts bei sich selber mancherlei überlegt, und den kostbaren Ring viel betrachtet und gedacht: „Da darf ich ja nur die Hand ausstrecken, und die Grafschaft nehmen, ohne sie mit Veronica und Franzisca theilen zu müssen. So hat mir doch die That des Ungetreuen zur Grafschaft geholfen.“ Und sie zeigte den Aeltern das Juweel, welches der Herr auf dem Tische hatte liegen lassen, und von seinen ehrbaren Anträgen erzählte sie Alles, und von

seinen weitläufigen Herrschaften, was sie wußte. Die Aeltern erstaunten sehr, und wollten lange nicht daran glauben. Wie aber der Graf wieder kam, und die Aeltern geziemend bat, ihrer Jungfrau Tochter eine Kleinigkeit zum Sonntagsschmuck verehren zu dürfen, und wie er aus kostbarem Kästlein ein Diamantenkreuz an siebenfacher Perlenschnur zog, bekamen sie den Glauben. Da beredeten sich Vater und Mutter, und sprachen: „Der Eidam steht uns wohl an. Den müssen wir fahen!"

Nun redeten sie ihrer Tochter viel zu, ließen sie auch viel im Kämmerlein mit dem Grafen allein, und bewirtheten ihn mit Leckerbissen und edeln Weinen, oft noch spät in der Nacht. Er aber nahm nichts ohne Dank, und die Aeltern erfreuten sich seiner schönen Geschenke. Jacobea freute sich im Geiste, als Gräfinn von Gräbern den Neid und die Bewunderung der ganzen Stadt zu erregen, und ward gegen den Ungestüm des neuen Liebhabers nachgiebiger.

Dieser aber war doch ein böser Vogel. Denn als er zu Veronica kam, fand er sie noch schöner, als die schöne Jacobea; und wie er endlich gar die blondlockige Franzisca sah, däuchteten ihm die zwei Andern fast häßlich. Er sagte aber der blondlockigen Franzisca und der rabenlockigen Veronica, einer jeden insbesondere, von ihren Liebsten fast die gleiche Geschichte. Er habe unterwegs die drei Junggesellen in einer Herberge gefunden, mit zwei

jungen Mädchen gar ausgelassen scherzend, bei vollen Weinbechern. Alle hätten in den Krieg nach Böhmenland ziehen wollen, und die Dirnen mit ihnen. Als sie von ihm im Gespräch vernommen, er werde auf seiner Reise durch das Städtlein Herbesheim ziehen, habe der eine an Jacobea den Brief geschrieben, und ihn gebeten, solchen mitzunehmen. Die andern hätten aber gespottet, und gesagt: „Wir haben wohl hier bei lustigen Mädeln Besseres zu thun, als Briefe zu schreiben; wollet Ihr Euch für uns beschweren, so sagt ihnen, wir zögen nach Böhmenland, weil wir auf ihr Geheiß ein übles Werk gethan. Und wir schicken ihnen statt des Briefes den Brautring zurück. Sie sollen sich durch den Mann trösten lassen, dem er besser als ihnen an den Finger passe."

Schon bei Veronica behauptete der Graf, der Ring passe ihm vortrefflich; aber bei Franzisca fand er, der Ring sey wie ausschließlich für ihn gemacht. Und er tröstete Jede gar beredt, und fragte sie: ob ein Bräutigam solche Thräne verdiene, der sein Liebchen so schnöde verlassen, und an der Seite einer leichtfertigen Buhlinn Ring und Herz wegwerfen könne? Und er spielte seine Rolle bei Jeder so gut, wie bei Jacobea; und wußte zuletzt Jede zu trösten; Jeder machte er Geschenke, Jeder bot er sein Herz und die Grafschaft, und Jede gewöhnte sich bald an sein erdgraues Gesicht.

Die drei Freundinnen aber machten sich gegen=

seitig aus ihrem Umgang mit dem Grafen und aus ihren Entwürfen ein Geheimniß; denn eine fürchtete die andere, daß sie ihr Netz nach dem reichen Liebhaber auswerfen möchte. Sie besuchten sich nicht mehr, wie sonst, und ärgerten sich sehr, wenn sie zufällig erfuhren, daß der Graf auch die Bekanntschaft der andern unterhalte. Eine auf die andere eifersüchtig, wollte es den übrigen zuvorthun, ließ sich anfangs Liebkosungen gefallen, und erwiederte endlich dieselben, um den Anbeter enger zu fesseln.

Niemand freute sich dieser Eifersucht mehr, als der lose Graf. Denn vermittelst derselben gewann er in kurzer Zeit immer größere Vortheile über die drei Schönen. Zwar betheuerte er jeder, bei Allem was heilig im Himmel ist, daß er die übrigen häßlich und albern finde, aber doch müsse er sie von Zeit zu Zeit, Höflichkeit willen, noch besuchen. Auch diese Ausrede half ihm zuletzt nicht mehr. Wie aber jede nun von ihm, als Beweis wahrer Liebe, begehrte, er müsse die andern beiden gänzlich meiden, stellte er sich sehr betroffen. Und er machte eine Gegenbedingung: förmliche Verlobung und Ringewechsel in Gegenwart der Aeltern, und nach diesem eine stille Stunde in der Nacht, wo Liebende ungestört von der Hochzeit, von der Reise und von den Einrichtungen im gräflichen Pallaste kosen könnten. — Auch das gab jede der drei Schönen zu, und das Wort ward mit einem Kusse versiegelt. Aber im Küssen sagte jede: „Lieb-

ster Graf, wie seyd Ihr doch so gar bleich? Leget das schwarze Gewand ab, es macht Euch noch blässer." Dann antwortete er immer: „Ich trage schwarz, um ein Gelübde zu erfüllen. Am Hochzeittage erscheine ich roth und weiß, wie, Herzallerliebste, Deine Wange."

Also hielt der Graf Verlobung mit Jeder, das geschah am gleichen Tage. Dann schlich er im Finstern zu Jeder in's Schlafkämmerlein. Das geschah in der gleichen Nacht. — Als des andern Morgens die Mädchen zu lange schliefen, gingen die Aeltern, sie zu wecken. Da lag jede der Jungfrauen eiskalt im Bette, und den Hals umgedreht, das Gesicht im Nacken.

Zetergeschrei fuhr aus den drei Häusern über die Gassen. Alles Volk rannte erschrocken zusammen. Mord! Mord! ward geschrien; und weil der Verdacht auf den Grafen von Gräbern fiel, sammelten sich die Menschen vor dem Wirthshause zum Lindwurm, und die Stadtweibel und Hatschiere drangen hinein. Da wehklagte im Hause der Wirth, sein Gast sey verschwunden mit allen seinen Knechten, und Niemand habe sie gesehen fortwandern. Alles Gepäck, dessen so viel gewesen, sey davon, und habe es doch Niemand von hinnen getragen; aus dem wohlverschlossenen Stalle seyen die vielen prächtigen Rosse entkommen, und Keiner auf den Straßen, kein Wächter an den Thoren habe von ihnen gehört.

Da erschrack alle Welt, und Jeder schlug ein

Kreuz, und segnete sich, wer an den Häusern der unglücklichen drei Bräute vorüberging. Drinnen heulte Jammer und Schmerz, und bedenklich mußte Jedem vorkommen, daß die reichen Geschenke, die prächtigen Brautkleider, die der Graf schon gegeben, die Perlenschnüre, Steinringe und Diamantenkreuze nicht mehr gefunden werden konnten.

Es war nur ein kleines Leichengefolge, welches den Särgen der drei Jungfrauen zum Thor hinaus nachwandelte, in schwarze Mäntel gehüllt. Und als die Särge auf dem Gottesacker bei der Sebalduskirche niedergesetzt worden waren, und das Gebet verrichtet werden sollte, sah man einen langen Mann aus dem Gefolge hinweggehen, den man bisher nicht bemerkt hatte. Und wie man ihm nachsah, wunderte sich Jeder, wie er, obgleich er vorher schwarz gekleidet gewesen, allmählig ganz weiß ward. Und es erschienen drei rothe Flecken auf dem weißen Wamms, und das Blut träufelte sichtbarlich über die Schöße des Wammses herunter. Und der lange, bleiche Mann ging zum Schindanger.

„Jesus Maria!“ schrie der Wirth vom Lindwurm: „das ist der todte Gast, den wir vor einundzwanzig Tagen dort einscharren ließen.“

Entsetzen ergriff die auf dem Kirchhof waren, und Alle liefen mit Grausen davon, und die Haken wurden ihnen unter den Füßen lang. Ein Sturmwind mit Schnee und Regen blies in heftigen Stößen ihnen nach. Drei Tage und drei Nächte

blieben die Särge unbeerdigt stehen neben den offenen Grüften.

Als die Obrigkeit endlich befahl, sie einzusenken, und die Aeltern viel Geld an herzhafte Männer boten, das letzte Liebeswerk zu leisten, verwunderten sich diese Männer gar sehr. Denn wie sie die Särge aufhoben, fanden sie dieselben so leicht, als wenn sie leer wären, und doch sah man noch die Deckel fest vernagelt. Einer faßte Muth, holte Stemmeisen und Hammer, und ein anderer mußte den Herrn Pfarrer und Capellan rufen. Wie die Särge geöffnet wurden, fand man dieselben ganz leer, und auch kein Todtenkissen, kein Leintuch, keinen Strohhalm darin. Also wurden die leeren Särge vergraben."

Hier machte Waldrich eine Pause. Es war Todtenstille im Zimmer. Alle Kerzen brannten dunkel, und warfen falbes Halblicht auf den Kreis der Horchenden. Die Männer saßen und standen ernsthaft umher; die jungen Frauenzimmer hatten sich unvermerkt paarweise enger an einander gedrängt, und die betagtern Frauen horchten noch, da Waldrich schon lange geschwiegen, mit gefalteten Händen und verlängerten Gesichtszügen.

„Vor allen Dingen putzt die Lichter!" rief Herr Bantes: und redet wieder, daß man warme Menschenstimmen höre, sonst lauf' ich davon. Das Teufelszeug könnte einem Grauen machen."

Das war Jedem aus der Seele gesprochen.

Man lief zu den Kerzen. Man stand auf. Man bot Erfrischungen umher. Man gefiel sich, recht laut zu plaudern und laut zu lachen, und sich mit der Furchtsamkeit zu necken, die Einer am Andern bemerkt haben, und Keiner gestehen wollte. Man nannte die Sage vom todten Gaste das tollste Mährchen, was je eine Ammenphantasie ausgebrütet habe, und meinte, wenn eine Miß Anna Radclif oder ein Lord Byron darum wüßten, die Welt noch ein Meisterstück des Schauerlichen zu erwarten habe.

Sobald aber der Stadtcommandant vom Reden, und die Gesellschaft vom Hören ausgeruht hatten, ward das Bitten um den zweiten Theil der Sage, oder um die Geschichte von der andern Erscheinung des todten Gastes, begonnen. Man setzte sich im Halbkreise um den Erzähler, ohne seine Erklärung abzuwarten, ob er fortfahren wolle. Mit furchtsamer Neugier richteten sich Aller Augen auf ihn, als er endlich seinen Platz einnahm. Gruppenweise rückten gleich Anfangs die Mädchen ihre Stühle enger zusammen; eben so die Matronen unter einander. Es ward neue Stille.

„Das heutige Becker'sche Gut vor der Stadt gehörte ehemals, wie Sie wissen, einer freiherrlichen Familie von Roren" — erzählte Waldrich — „die es aber schon seit hundert Jahren nicht mehr bewohnte, sondern in Pacht gab, bis es vor ungefähr zwanzig Jahren in den Kriegsunruhen an

den verstorbenen Herrn Hofrath Becker kaufsweise kam. Der letzte Baron, welcher dieses Gut, zu dem noch ein großer Theil unserer Stadtwaldungen gehörte, mit seiner Familie zuweilen selbst bewohnte, war ein ungeheurer Verschwender. Er zog freilich nur hieher, wenn er nach seinem Aufwand, den er zu Venedig oder Paris getrieben, wieder Kräfte sammeln wollte. Allein selbst seine öconomischen Erholungszeiten auf dem prächtigen Edelsitze waren meistens nur Fortsetzungen der gewohnten Lustbarkeiten in verjüngtem Maaßstabe. Noch jetzt sehen wir ja die Spuren der alten Größe und Pracht an den weitläufigen Ruinen des ehemaligen Schlosses und der Nebengebäude, die schon vor siebenzig Jahren ein Raub der Flammen geworden sind, und an deren Seite sich jetzt das schöne, bürgerlich-bescheidene Landhaus erhebt, welches der Hofrath Becker zu seiner Zeit aufführen ließ. Weit umher, wo jetzt der Pflug geht, war ehemals Alles Garten.

Als der Baron das letztemal zu seinem Edelsitze kam, war es zu ganz ungewöhnlicher Zeit und in ganz ungewöhnlich großer Gesellschaft, nämlich spät im Herbst und mit fünfzehn bis zwanzig jungen Edelleuten und deren Dienerschaft. Seine Tochter war damals die Braut des Vicomte de Vivienne, eines reichen und liebenswürdigen Wildfangs, der die deutschen Höfe mit Aufträgen des Cardinals Dubois bereiset hatte. Dubois war der allmächtige Minister des Herzogs von

Orleans, Regenten von Frankreich, und Vivienne sein besonderer Günstling.

Man kann sich denken, der Baron von Noren ließ es an nichts fehlen, seinem Gaste den Aufenthalt im ländlichen Palaste neben einer kleinen Stadt so angenehm als möglich zu machen. Die Freuden der Tafel, die Freuden der Jagd in den benachbarten Forsten, die Freuden des Hazardspiels um aufgeschichtete Goldsummen, wechselten mit Lustreisen, mit Aufführung kleiner französischer Schauspiele u. s. w. unablässig ab. Graf Altenkreuz, ein junger, reicher Lebenslustiger, der Sohn einer der vornehmsten Familien am Niederrheine, machte in dieser frohen Bande den Freudenmeister. Er war ein Erzspieler, kannte das Treiben aller damaligen Höfe, und hatte an allen die kostbare Kunst gelernt, die Tage im möglichsten Wechsel der Lustbarkeiten zu verjubeln. Nichts kam darin seinem erfinderischen Witze gleich. Der Baron von Noren hatte erst kurz vorher, ehe er nach Herbesheim ging, seine Bekanntschaft gemacht, und ihn als einen wahren Schatz mitgenommen, vermuthlich wohl auch deßwegen, weil Altenkreuz gern und hoch spielte, aber nicht immer glücklich. So war von ihm, zur Herstellung zerrütteter Finanzen, mancher schöne Beitrag zu hoffen.

Eben dieser junge Wüstling war es auch, der, wie die Wintertage anrückten, auf den Einfall gerieth, man müsse einmal Maskenbälle geben,

und zwar also, daß sich Jeder seine Schöne dazu aus der Nachbarschaft oder aus der Stadt, ohne Rücksicht auf Stand und Geburt, wählen könne. Denn in der That fehlte es den Gesellschaften und Festen der Herren an Frauenzimmern. Die junge Baronesse Roren und einige ihrer Freundinnen verloren sich zu sehr in der zahlreichen Menge der Herren. „Wozu denn, wo man Freuden sucht, nach dem Stammbaum schauen?" sagte Altenkreuz: „Die Schönheit ist jedem Stande, selbst den Königen, ebenbürtig, und unter den Grisetten zählt man Schönheiten, die auch kein Hof verschmäht."

Alles klatschte Beifall, wenn schon die Fräulein ein wenig die Nase rümpften. Nun wurden Putzmacher und Schneider des Städtchens in Bewegung gesetzt, sogar aus andern Städten verschrieben, um Maskentrachten von allerlei Art zu bereiten. Der Vicomte de Vivienne wollte auch hier an Geschmack vor Allen sich auszeichnen, und Altenkreuz auch hier, wie immer, den Franzosen überglänzen. Er suchte sich in Herbesheim den geschicktesten Schneider und das hübscheste Mädchen, um es zum Ball zu führen. Beides fand er unter einerlei Dach beisammen. Meister Vogel war der beste Schneider, welcher sogleich die Vorzeichnungen des Grafen verstand, und seine Tochter Henriette in der ersten Blüthe ihrer Reize, die den Grafen bald mehr, als sie sollten, bezauberten.

Der Graf fehlte nur wenig im Hause des Meisters. Er hatte beständig nachzusehen, damit nichts verdorben würde. Besonders hatte er der fleißigen Henriette bei ihrer Arbeit viel zu erinnern. Auch ein Paar köstliche weibliche Anzüge ließ er verfertigen für den Maskenball, die mußte Henriette nicht nur nähen, sondern der Vater ihr auch nach ihrem eigenen Körper anmessen, weil der Graf sagte, daß ein Fräulein von einem benachbarten Edelsitze, welches er zum Ball führen würde, vollkommen Henriettens schlanke Gestalt habe. Dabei war er sehr freigebig; bloß die kleinen Geschenke, die er machte, waren zuletzt so viel werth, als der wirklich bedungene Arbeitslohn. Daß Henriette die ausgewähltesten Geschenke bekam, verstand sich von selbst, und daß er ihr, wenn er sie allein traf, viel Schmeichelhaftes über ihre Schönheit sagte, ja zuletzt sogar von Liebe sprach, war bei seiner Leidenschaftlichkeit vorauszusehen. Henriette mochte nun freilich von diesen Zärtlichkeiten nichts hören, denn sie war ein ehrbares Mädchen, und noch überdieß schon mit einem Gesellen ihres Vaters versprochen; aber sie hörte doch auch die Süßigkeiten eines so vornehmen und gütigen Herrn nicht mit Verdruß, denn ein Mädchen kann selten auf den böse werden, von dem es verehrt wird.

Wenige Tage vor dem Balltage — schon waren die Maskenkleider fertig — kam Altenkreuz sehr düster und verstimmt in Meister Vogels Haus

Er bat den Meister, ein Wort mit ihm allein zu reden, und sie entfernten sich.

„Meister," sagte er, „ich bin in schwerer Verlegenheit. Ihr, wenn Ihr wollt, könnt mir aus der Noth helfen, und ich will es Euch besser lohnen, wenn Ihr mir den Gefallen erweiset, als wenn Ihr mir das ganze Jahr durch Ballkleider nähtet."

„Ich bin Ew. Gnaden allzeit gehorsamer Diener!" versetzte mit Verbeugung und lächelnder Miene der Schneider.

„Denkt nur, Meister," sagte Altenkreuz ferner, „mein Fräulein, das ich zum Tanz führen sollte, ist krank geworden und läßt mir absagen. Alle andern Herren haben ihre Tänzerinnen, und, Ihr wißt es, meistens Bürgerstöchter aus der Stadt. Nun steh' ich da, ohne meine andere Hälfte. Ich könnte sie wohl noch in den Familien der Rathsherren und Kaufleute finden: aber welcher passen die Ballkleider? Ihr seht, Meister, ich muß Euch schlechterdings um Eure Tochter bitten. Ihr selbst habt ihr ja die Anzüge auf dem Leib gemessen. Ihr müßt sie bitten."

Der Schneider stutzte Anfangs. So viel Ehre hatte er nicht erwarten können. Er verbeugte sich vielmals, und konnte kein Wort hervorbringen.

„Henriette soll es nicht bereuen," fuhr Altenkreuz fort: „die Kleider, in denen sie tanzt, bleiben ihr Eigenthum, und ich will ihr, was in einer glänzenden Gesellschaft noch nöthig seyn

mag, um würdig zu erscheinen, mit Freuden an schaffen."

„Ew. Gnaden sind allzugütig!" rief Meister Vogel: „Ich muß Ew. Gnaden auch noch ohne Selbstlob sagen, das Mädchen tanzt vortrefflich. Sie sollten sie nur an der Hochzeit meines Nachbars, des Zinngießers, gesehen haben. Ich bin starr und steif geworden, wie ich das Mädchen so tanzen sah. Es hat nichts zu sagen. Bleiben Ew. Gnaden nur im Zimmer hier. Ich will das Mädchen herschicken. Tragen's Ew. Gnaden vor, und an mir soll's nicht fehlen."

„Aber, Meister," versetzte Altenkreuz, „Henriettens Bräutigam ist vielleicht eifersüchtig, woran er sehr Unrecht hätte. Ihr müsset ihm ein gutes Wort geben."

„Oh!" rief Meister Vogel: „der Lümmel darf mir nicht mucksen."

Er ging. Nach einem Weilchen trat Henriette erröthend in's Zimmer. Der Graf bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen. Er sagte ihr seine Wünsche, seine Verlegenheiten, und daß er sie bäte, auf seine Kosten Alles anzuschaffen, was sie für unentbehrlich halte, um gleich dem geschmücktesten Fräulein zu erscheinen. Sie erröthete von neuem, besonders als er ihr zuflüsterte, sie werde die erste Schönheit des Balles seyn, und als er ihr ein Paar der prächtigsten Ohrringe überreichte.

Das war für ein schwaches, eitles Mädchen

fast zu viel. Henriette dachte sich in einem flüchtigen Augenblicke den Glanz des Festes, sich darin glänzend und bewundert, vom Kopfe bis zum Fuße den ersten Fräulein gleich gekleidet... aber sie blieb verlegen, und stammelte etwas von ihrem Vater her, wenn er es erlauben würde.

Altenkreuz beruhigte sie über diesen Punkt. Und da sie nun nicht anstand, seine Einladung dankbar anzunehmen, schloß er sie entzückt in die Arme, und sagte: „Henriette, was soll ich's Dir läugnen? Du, und kein anderes Fräulein, warst vom ersten Augenblicke an meine Auserwählte. Dich hatte ich schon ersehen, als Dein Vater Dir den Maskenanzug auf Deinem schönen Leibe maß. Nur zur Tänzerinn wählte ich Dich damals. Ach, Henriette, ich möchte Dich zu mehr wählen; denn ich bete Dich an. Du bist nicht so wunderlieblich geschaffen, um das Eheweib eines rohen, armen Schneidergesellen zu seyn. Du bist zu Höherm bestimmt. Verstehst Du mich, willst Du mich verstehen?"

Sie antwortete nichts, zog sich aus seinem Arm, und versprach nun, seine Tänzerinn zu werden, wenn der Vater nichts dagegen habe. Beide gingen in die Arbeitsstube zurück. Hier lispelte Altenkreuz dem Meister nur in's Ohr: „Sie ist es zufrieden. Sorget, daß ihr das Nöthige angeschafft werde, um anständig zu kommen. Hier nehmet dieß zur Bestreitung der Auslagen." Und

er drükte dem Alten eine Rolle Goldstücke in die Hand, und ging.

Jetzt aber, gab es erst stürmische Auftritte im Hause des Schneiders; denn Christian, der Gesell, Henriettens Verlobter, ward fast toll, als er vernahm, wovon die Rede sey. Weder die tausend Liebkosungen des weinenden Mädchens, noch die Flüche und Schwüre des Alten, konnten ihn wieder zur Vernunft bringen. Das dauerte den ganzen Tag. Henriette hatte eine schlaflose Nacht. Sie war dem Christian in vollem Ernste gut, aber sie konnte ihm doch unmöglich, wie er es trotzig forderte, die Gelegenheit aufopfern, einmal an einem Maskenball unter allen Vornehmen der Stadt und der Nachbarschaft, im höchsten Schmuck, wie sie ihn in ihrem Leben nicht getragen hatte, Bewunderung zu ärnten. Er verlangte in der That auch beinahe das Unmögliche. Ja, sie konnte nicht anders, als glauben, er liebe sie nicht wahrhaft, weil er ihr eine solche Freude, die an sich so höchst unschuldig war, mißgönnen mochte.

Am andern Tage war Christian wohl etwas ruhiger, das heißt, er tobte nicht mehr so erschrecklich; aber doch wiederholte er immer drohend und warnend sein: „Und Du gehst nicht zum Ball!“ dem Henriette gewöhnlich eben so mürrisch entgegensetzte: „Und ich gehe doch!“ worauf der Vater hinzuzusetzen pflegte: „Und sie soll gehen, Dir zum Trotz, ich befehl' es.“ — Tanzschuhe, Sei-

denstrümpfe, feine Schnupftücher, Spitzen u. s. w., Alles auf's kostbarste, ward angekauft.

Wie aber der Balltag kam, und aus der Sache Ernst ward, schnürte Christian sein Bündel und trat, vollkommen reisefertig, herein, und sprach: „Gehst Du, so geh ich auch, und wir sind auf ewig geschiedene Leute.“ — Henriette erblaßte. Der Alte, der schon vorher heftig mit Christian gezankt hatte, sprach: „Packe Dich, wenn Du willst. Ich will doch sehen, wer von uns hier Meister ist! Henriette bekommt noch alle Tage einen Mann, zehnmal besser, als Du bist.“ — Aber Henriette weinte. Da trat ein Bedienter des Grafen Altenkreuz mit einer Schachtel herein, die er im Namen seines Herrn abgab. Sie enthielt, sagte er, noch einige Kleinigkeiten zum Anzuge der Jungfer Vogel. Es war ein kostbarer Schleier; es waren prächtige Rollen breiten Seidenbandes; es war eine zierliche Corallenschnur zum Halsbande; es waren zwei Brillantringe. Henriette sah seitwärts nach den Herrlichkeiten, die der Vater hervorzog, und durch ihre Thränen funkelten die Diamanten der Ringe noch sonnenhafter in allen Farben. Sie wankte zwischen Eitelkeit und Liebe.

„Und Du gehst nicht!“ rief Christian.

„Und ich gehe!“ sagte Henriette mit stolzer Entschlossenheit: „Du bist nicht werth, daß ich so viel um Dich weine; Du bist nicht werth, daß ich Dich so lieb habe. Denn nun sehe ich deutlich,

daß Du mir so viel Freude und Ehre nicht gönnest, und mir nie gut gewesen bist."

„Meinethalben!" sagte Christian: „So geh'! Du brichst ein treues Herz." Er warf ihr den, von ihr empfangenen Ring vor die Füße, und ging und kam nicht wieder.

Henriette schluchzte laut, wollte ihn zurückrufen; allein der Vater tröstete sie. Der Abend kam. Sie kleidete sich zum Ball an. Die Zerstreuungen des Putzes machten sie bald des davongelaufenen Liebhabers vergessen. Ein Wagen rollte vor das Haus. Altenkreuz kam, sie abzuholen. Man fuhr davon. „Ach, Henriette!" sagte er im Wagen „Du bist unendlich schöner, als ich glaubte. Du bist eine Göttinn. Du bist für solchen Putz und nicht für Deinen niedrigen Stand geboren!"

Das Fest war glänzend. Altenkreuz und Henriette erschienen diesen Abend schwarz, in altdeutscher Tracht. Beide zogen durch ihre Pracht Aller Augen an sich; denn sie übertrafen sebst die Pracht des Vicomte de Vivienne und der jungen Baroninn von Roren, die sich durch die bunten Reihen, als Perser und Perserinn, bewegten.

„Der Schwarze ist kein Anderer, als der Graf!" sagte der Vicomte zu seiner Geliebten: „Wozu nur der Narr die Larve vornimmt! Er kann doch seine Stangenfigur nicht verkürzen, mit der er eines Kopfes Länge über Alle wegragt. Um sich kenntlicher zu machen, bedarf dieser Ritter von der traurigen Gestalt wahrhaftig seiner Leib-

farbe nicht, in der er sich alle Tage wie ein Pariser Abbé zur Schau stellt, Schwarz auf Schwarz. Aber neugieriger bin ich, wer seine Tänzerinn sey. Wahrhaftig, sie hat schönen Wuchs nnd tanzt allerliebst."

„Ich wette," sagte die Baronesse, „irgend ein gemeines Ding aus der Stadt. Man sieht es der gezwungenen, ungelenken Haltung an."

Der Ball dauerte tief in die Nacht, ehe man zum Gastmahl ging, bei dem man natürlich die Masken ablegte. Da gab es beim Erblicken so vieler reizenden, fremden Gesichter neue, angenehme Ueberraschungen. Der Vicomte konnte sich an der lieblichen Altdeutschen nicht satt schauen. Er saß bei der Tafel neben ihr, so wie Altenkreuz bei der jungen Baroninn. Die beiden Herren schienen hier ganz ihre Rollen zu wechseln; so viel Artigkeiten, die fast mehr als Artigkeiten waren, der Vicomte seiner freudetrunkenen Nachbarinn spendete, eben so viel der Graf der Geliebten des Vicomte. Diese Vertraulichkeiten setzten sich auch nach aufgehobener Tafel fort.

„So wahr ich lebe," sagte der Vicomte zum Grafen, „ich kapere Ihnen Ihre Tänzerinn, und wenn Sie mir darüber todtfeind würden."

„Ich habe die Rache in Händen, lieber Vicomte," erwiederte Altenkreuz: „ich kapere Ihnen Ihre liebenswürdige Baronesse."

Der Vicomte, den die neue Leidenschaft und der alte Wein am Tische allzulebhaft gemacht hat-

ten, sagte unbesonnen genug, und ohne darauf zu achten, daß die Baronesse in der Nähe stand, und es wohl hören konnte: „Ein Dutzend meiner Baronessen für die einzige Venus im altdeutschen Costüm!“

„Vicomte,“ rief der Graf finster: „besinnen Sie sich, was Sie sagen. Wie artig immerhin meine Tänzerinn sey, der erste Preis der Schönheit gebührt immerhin der Königinn dieses Festes, Ihrer Braut.“

„Titularköniginn! Titularköniginn! Ich halte es mit der wirklichen Macht!“ rief der Vicomte. Der Graf gab ihm vergebens durch Blicke und Winke, wegen der Nähe der Baroninn, zu verstehen, daß er sich mäßigen sollte; er redete zuletzt entschlossener, und gebot dem Vicomte, keine Beleidigung weiter, wegen der Baroninn, die sich zornig entfernte, auszustoßen. So kam es zum Wortwechsel. Umsonst suchte der Graf wieder zum Gütlichen einzuleiten. Der Vicomte, von Liebe, Wein und Aerger entflammt, betrug sich immer unanständiger. Die Gäste traten zusammen. Der Graf suchte durch Schweigen größeres Aufsehen zu verhüten. Als der Vicomte aber sagte: „Graf, ich hätte nicht geglaubt, daß ein so abgezehrter Wüstling, wie Sie, noch Kraft genug zur Eifersucht habe; denn nur ohnmächtige Eifersucht spricht aus Ihnen!“ — da konnte sich auch Altenkreuz nicht länger mäßigen.

„Vicomte!" rief er: „Wüstling? Ich? Wer sagt das?"

„Ihr eigenes bleifarbenes Gesicht!" lachte hönisch der Vicomte.

„Wenn Sie keine Memme sind, Vicomte," sagte der Graf, „so geben Sie morgen Rechenschaft über Ihre Albernheit. Einer von uns wird dieß Haus verlassen müssen. Sie sind ein Geck."

Baron von Roren hatte seine Tochter in einem Nebensaale weinend angetroffen, und von ihr die Ungezogenheit des Vicomte erfahren. Er suchte ihn auf. Alle Anwesenden waren gegen den Vicomte empört. Der Baron faßte zornig die Hand des Vicomte, und führte ihn auf die Seite: „Sie haben meine Tochter öffentlich beschimpft: Elender; haben wir das um Sie verdient? Mir geben Sie diesen Augenblick, nicht erst morgen, Genugthuung." — Damit verließen Beide den Tanzsaal. Während sich hier die Paare von neuem reihten, um im Tanze die gestörte Freude herzustellen, waren der Baron und der Vicomte in einen erleuchteten, einsamen Nebensaal getreten. Ihnen auf dem Fuße aber war der Graf gefolgt. Er brachte zwei Degen, und bot einen dem Vicomte dar, indem er sich zugleich gegen den Baron wandte, und sagte: „Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich die Ehre der göttlichen Baronesse, und meine eigene an diesem Nichtswürdigen räche!"

Der Vicomte rief wüthend: „Nun denn, Du

Aschengesicht, zieh!" Und damit zog er den Degen, schleuderte die Scheide weg, und fiel den Grafen an. Dieser vertheidigte sich mit vieler Kaltblütigkeit. Es währte der Zweikampf keine drei Minuten, da ward dem Vicomte der Degen mit gewaltiger Macht aus der Hand geschleudert, daß die Klinge weit weg in einen großen Wandspiegel flog, der in tausend Stücken zersplitterte.

„Erbärmlicher Mensch!" rief der Graf: „Dein Leben ist in meiner Macht. Ich möchte mich nicht mit Deinem verächtlichen Blute besudeln. Fort aus dieser Atmosphäre, und erscheine mir nicht wieder." Damit gab er dem Vicomte einen flachen Hieb über den Rücken, und warf ihn mit Riesenstärke zur Thür hinaus.

Noch in derselben Nacht verließ der Vicomte de Vivienne mit seinen Leuten das Schloß.

Wie schwer gekränkt auch die junge Baroninn durch die Unanständigkeiten des Vicomte gewesen, hatte sie doch in der Ehre, daß man ihretwillen die Degen gezogen, volle Entschädigung gefunden. Zwar hatte sie den Vicomte eigentlich nie geliebt; aber jetzt haßte sie ihn; — hingegen der Graf, der ihr vorher nicht hübsch genug gewesen, schien ihr nun wirklich viel Angenehmes zu haben. Man muß sich über die plötzliche Verwandlung eben nicht wundern. Ist es doch bekannt: Liebe macht blind. Und die Selbstliebe der Eitelkeit ist ja auch eine Liebe.

Wie sie alles Vorgefallene von ihrem Vater

erfahren hatte, suchte sie den Grafen mit einer, freilich nur angenommenen, Aengstlichkeit auf. Sie wußte sehr gut, daß von beiden Seiten Alles blutlos abgelaufen war.

„Aber," rief sie, „bester Graf, was haben Sie begonnen? Sie sind doch nicht verwundet? Um Gotteswillen, wie Sie mich erschreckt haben!"

— „Meine Gnädige, und wenn ich nun für Sie verwundet wäre, wie stolz würde ich seyn! Fürchten Sie nichts; mich verwundet solch ein Geck, wie der Vicomte, nicht leicht. Wollen Sie aber doch ein wenig Mitleiden mit mir haben, so haben Sie es immerhin; denn verwundet bin ich doch, an gefährlicher Stelle, — in diesem Herzen — und noch dazu durch Sie. Aber dafür haben Sie kein Mitleiden."

„Tändler! Bis jetzt hat Ihnen die ganze Welt noch keinen Wundenschmerz angesehen."

„Ich schwieg und litt, und wollte gern eins der vielen Opfer Ihrer Reize seyn. Ich schwieg, und war glücklich, Sie mit Hinwagung meines Lebens an einem Frevler zu rächen. Ich werde schweigen, und werde einst mit Freuden für Sie sterben.

„Schweigen Sie!" sagte die Baroninn lächelnd, und vergalt seine Worte mit einem leisen Händedruck: „Führen Sie mich lieber zum Tanz."

Sie tanzten. Beide wurden nun vertraulicher, da er das schwere Geständniß, das schwerste für jeden Liebenden, schüchtern ausgesprochen, und

sie es nicht verworfen hatte. Als sie ihn ihren vielgetreuen Kämpen und Ritter im Scherze nannte, verlangte er auch auf Ritterweise den Ehren- und Minnesold. Den nun freilich verweigerte die junge Baroninn, ob er gleich nur in der Erlaubniß eines Kusses auf ihre glühende Wangen bestehen sollte; aber die Eroberung war ihr darum nicht minder angenehm.

Noch freudeberauschter war Henriette. Sie sah sich als den Gegenstand allgemeiner Bewunderung. So viel Schönes war ihr in ihrem Leben noch nicht über ihre Schönheit gesagt worden, wie hier von den vielen jungen Edelleuten auf dem Balle. Als der Graf sie gegen Morgen wieder im Wagen zum väterlichen Hause zurückführte, und sie wieder zum nächsten Balle einlud, verdoppelte sich ganz natürlich ihr Entzücken. „Ach, Henriette,“ seufzte er, „wirst du mich nie ein wenig lieben? Du hattest ja heute einen frohen Abend; willst du nicht immer diese Abende, diese Tage, diese Nächte? Es hängt von dir ab. Als Gräfinn von Altenkreuz ist dein ganzes Leben ein fröhlicher Balltag.“

Sie schwieg. Er raubte ihr einen Kuß, indem er sie an seine Brust drückte. Sie zitterte und schwieg, und duldete den zweiten.

Des andern Tags fehlte der Graf nicht, sich nach dem Befinden beider Tänzerinnen zu erkundigen, und bei Beiden seine Bewerbungen fortzusetzen. Beiden machte er glänzende Geschenke;

beider Mädchen Eitelkeit begeisterte er so, daß beide sich zuletzt einbildeten, sie liebten ihn wirklich. Die Väter, der Schneider wie der Baron, wurden auf gleiche Weise von ihm geblendet. Der Schneider glaubte sich bald reich genug, sein Handwerk aufgeben zu können, und der Baron konnte den Grafen nicht genug loben und schmeicheln, denn dieser hatte ihm, der in bedeutender Geldverlegenheit war, wirklich beträchtliche Summen vorgeschossen.

Altenkreuz hatte also leichtes Spiel, als er, um zum Ziel zu kommen, beim Schneider um Henriettens Hand, beim Baron von Noren um dessen Tochter anhielt. Ohne daß Einer vom Andern wußte, gaben ihm Beide das Jawort, wie er es endlich auch schon von den beiden hoffärtigen Mädchen herausgelockt hatte. Ja, was das Aergste war, dieser unersättliche Verführer hatte dasselbe Spiel noch im Hause eines Beamten in der Stadt getrieben, durch seine Künste die Tochter des Hauses von ihrem Geliebten getrennt, und dann dessen Stelle eingenommen. Förmlich ward die Verlobung mit Allen abgeschlossen.

Der Baron feierte den Verlobungstag seiner Tochter mit Gastmahl, Spiel und Ball. Auch Henriette ward wieder dazu eingeladen, und Altenkreuz empfing Erlaubniß von seiner Braut, die Schneiderstochter, jedoch erst Abends zum Tanze, abzuholen. Es war aber ein fürchterlicher Tag in der Natur; Sturm, Regen und Schnee wü-

theten. Sogar Blitz und Donner fanden sich mit Hagelschauern ein. Von den Dächern rasselten die Ziegel; viele Bäume stürzten gebrochen. Dessen ward man jedoch im Tanzsaale nicht gewahr. Hier glänzte von hundert Kerzen ein heller, warmer Tag, und Liebe, Wein und Spiel herrschten ungestört unter den Schrecken der empörten Außenwelt.

Die junge Baroninn und Henriette schwammen in Seligkeit. Der Graf weihte sich jener mit gesteigerter Zärtlichkeit fast ausschließlich; nur selten tanzte er mit Henrietten, die sich indessen mit den Anbetungen schadlos hielt, die ihr von andern Tänzern wetteifernd dargebracht wurden. Die junge Baroninn, die in wirklich königlicher Pracht ganz in die verschwenderischen Geschenke ihres Verlobten gekleidet war, tanzte mit ausgelassener Lust, und weidete sich stolz an der neidischen Bewunderung der übrigen Frauenzimmer. Viele der reichsten Edelfräulein der ganzen Nachbarschaft mußten diesen Abend Zeuginnen ihres Reichthums seyn, und sie ließ mehrere empfindlich fühlen, daß sie, als Braut des reichsten Grafen von Deutschland, nicht mehr Ihresgleichen kennen möchte.

Früh ermüdet verließ sie den Ball gegen Morgen, ehe der Ball selbst geendet war. Der Graf, liebetrunken, führte sie unbemerkt hinweg. Im Nebensaale fanden sie eine der Kammerfrauen, die ihr zum Schlafgemach folgen wollte. Die junge

Baroninn, am Arm ihres Verlobten, sagte hocherröthend: „Macht Euch lustig, ich will Euern Dienst nicht, und will mich selbst entkleiden.“ Sie ging durch den Corridor, der Graf folgte ihr in's Schlafgemach.

Als er zurückkam, war die Gesellschaft eben bereit zum Aufbruch. Die Wagen fuhren vor. Altenkreuz führte Henrietten zum Wagen, und begleitete sie bis zum Hause. Alles schlief. Leise öffnete sie. Vergebens sträubte sie sich vor dem Hause. Der Graf hieß den Kutscher zurückfahren. Er folgte Henrietten.

Folgenden Morgens schon früh durchlief ein entsetzliches Gerücht die Stadt, man habe die Tochter eines Beamten todt im Bette gefunden, den Hals umgedreht. Man drängte sich zu dem Hause hin; Aerzte und Policeibeamte eilten dahin. Die schreckliche Wehklage aus dem Trauerhause scholl weit durch den Haufen der hinzugeströmten Neugierigen. Jetzt fiel Mehreren die Begebenheit ein, welche sich schon vor hundert Jahren, ebenfalls in der Adventszeit, zu Herbesheim ereignet hatte. Die Sage vom todten Gaste lebte wieder auf. Todesschrecken kam über alle Familien.

Auch der Meister Vogel hörte davon. Da dachte er mit heimlichem Grausen an Henrietten; doch befremdete ihn ihr langes Schlafen nicht, da sie erst spät vom Balle zurückgekommen war. Aber wenn er des todten Gastes gedachte, wie ihn die Sage schilderte, und dann an den Grafen Alten-

kreuz dachte — an ihn, den großen, langen Mann, an sein bleiches Gesicht, an die schwarze Kleidung, in der er immer zu gehen pflegte — dann ward es ihm doch, als wolle sich sein Haar aufwärts sträuben. Indessen er glaubte an die Sage nicht, weil die ganze Stadt an das Geschwätz nie geglaubt hatte. Er machte sich selbst über seine abergläubige Einbildung Vorwürfe, und ging zum Schränkchen, eine kleine Herzstärkung gegen seine Schwäche zu nehmen, ein Gläschen Madera, von des Grafen Geschenken. Zu seiner Verwunderung fehlte die Flasche; noch mehr staunte er, als er, in andern Schränken nachsuchend, Eins ums Andere Alles fehlen sah, was er oder seine Tochter jemals durch die Freigebigkeit des Grafen empfangen hatten. Er schüttelte den Kopf.

Ihm ward nicht wohl. Er ahnete Böses. Allein und still schlich er die Treppe hinauf zu Henriettens Kämmerlein, daß im schrecklichsten Fall kein anderer Zeuge vorhanden wäre, und er nicht das Gerede der Stadt würde. Leise öffnete er die Thür. Er ging zum Bette der Tochter, und hatte doch nicht das Herz, aufzublicken. Und als er endlich die Augen flüchtig dahin richtete — dunkel ward es ihm vor seinen Sinnen — da lag sie todt, das schöne Gesicht im Nacken. Betäubt, wie vom Blitzstrahl, stand er da. Mitten in der Betäubung nahm er den blassen Kopf der Verstorbenen, und legte denselben in seine natürliche Lage. Ohne zu wissen, was er that, eilte er da=

von zum Arzte, und meldete ihm den jähen Tod seines Kindes. Der Arzt betrachtete die schöne Leiche, und schüttelte den Kopf. Meister Vogel, der um Alles in der Welt die Wahrheit nicht verrathen wissen wollte, meinte, Erhitzung auf dem nächtlichen Balle, dann der kalte Windsturm bei der Heimkehr, möge die Ursache des schnellen Todes seyn. Er heulte seinen Schmerz so laut aus, daß alle Nachbarn erschrocken zusammen liefen.

Noch sprach Alles in Straßen und Häusern vom Unglück der beiden Mädchen, als sich dazu ein neues Gerücht, vom schnellen Hinscheiden der einzigen Tochter des Barons von Roren, mischte. Zwar die Aerzte, welche vom Hause des Barons in die Stadt zurückkamen, versicherten, das Fräulein habe noch am Morgen gelebt, oder lebe noch; ein Schlagfluß, Folge nächtlicher Erkältung, Folge des Balles, habe das zarte Leben zerstört; allein wer hätte das glauben mögen? Jeder war überzeugt, die junge Baroninn habe das Schicksal der Uebrigen gehabt, und der Baron ehrenhalber das Geld nicht gespart, um ihr Schweigen zu erkaufen.

Wirklich war das Haus des Barons plötzlich aus einem Wohnsitze rauschender Freuden, in ein Trauerhaus verwandelt; der unglückliche Vater untröstlich. Sein Entsetzen, wenn es möglich gewesen wäre, zu vergrößern, mußte er noch die Entdeckung machen, daß alle Geldwechsel und Goldrollen, alle Halsbänder, Ringe, Juwelen,

die der Graf von Altenkreuz dem Vater oder der Tochter gegeben, zugleich mit dem Leben der jungen Baroninn verschwunden waren. Ja, der Graf selbst, den man aller Orten suchte, zu dem man aus mehreren Häusern schickte, hatte sich auf die unbegreiflichste Weise unsichtbar gemacht. Seine Zimmer standen so leer, aufgeräumt und sauber da, als hätte er nie darin gewohnt. Mit Kisten und Kasten, Dienern, Pferden, Wagen, Allem, was ihm angehörte, war er davon, daß man auch kein Fädchen und Stäubchen mehr von ihm entdeckte.

So wurden, an einem und demselben Tage, die drei Leichen der unglücklichen Bräute zur Erde bestattet. Die Särge mit ihren Trauerbegleitungen trafen zu gleicher Zeit auf dem Kirchhofe vor der Stadt zusammen. Der Pfarrer hielt für sie insgesammt das Gebet. Da ging einer der Leidtragenden, in seinen schwarzen Mantel gehüllt, noch ehe das Gebet vollendet ward, seitwärts; und kaum wenige Schritte war er entfernt, so sah man ihn, wie in veränderter Gestalt, in uraltmodischer, sonderbarer Tracht, schneeweiß, mit weißer Feder auf dem Hut, und auf dem Rücken wie auf der Brust, wenn er sich wandte, sah man drei dunkle, rothe Flecken, und ganz deutlich Blutstropfen niedertröpfeln über das weiße Wamms und die Beinkleider. Er wandelte gegen den Schindanger, und ward nicht mehr gesehen. — Während Grausen die Betenden ankam, die ihm nach-

sahen, überfiel Grausen die Sargträger, als sie die Särge heben wollten, um sie in die Gruft zu senken. Denn diese schienen ihnen auch gar zu leicht, als wenn sie leer wären. Aber sie, voller Schrecken, stürzten die hohlen Kästen in die Grüfte, und schütteten eilfertig Erde nach. Wolkenbruchartige Regenschauer mit Sturm fuhren herein in's Land. Alles flüchtete mit Furcht und Schrecken dem Thore der Stadt zu. Ein schneidender Wind sausete ihnen im Nacken.

Wenige Tage nach diesem, im traurigsten Wetter, verließ der Baron von Roren sein Landgut. Nie kehrte aus seiner Familie Einer wieder hierher zurück. Die Gärten verwilderten. Das Schloß stand unbewohnt und verlassen, bis es, der Himmel weiß wie, ein Raub der Flammen ward."

Gegenseitige Erklärungen.

So schloß Waldrich seine Erzählung. Es war sichtbar, daß die aufmerksamen Zuhörer und Zuhörerinnen, dießmal weniger von der Erzählung ergriffen, ihre Plätze verließen, als das erstemal, und sich mit ungezwungener Munterkeit unter einander mischten. Indessen schien der zweite Theil der Sage doch auch nicht ohne Eindruck geblieben zu seyn; denn man unterhielt sich den ganzen Abend davon, und Einige gar ernsthaft über die Möglichkeit solchen Spuks. Am keckſten jedoch spottete der alte Herr Bantes über das Mährchen. Sein Witz und Spott aber wirkte bei den Wenig-

sten; denn man kannte ihn schon als eine Art Freigeist, und man wußte, daß der ehemalige alte Pfarrer deutlich auf ihn gezielt habe, wenn in der Predigt von Arianern, Naturalisten, Deisten, Atheisten und Socinianern die Rede gewesen war.

Wie mächtig die Erzählung Waldrichs allgemeine Theilnahme angeregt hatte, ward schon daraus klar, daß sie sich in den folgenden Tagen durch die ganze Stadt wiedererzählte, und, natürlich, mit mancherlei Zusätzen reich ausgestattet, herumgeboten ward. Zu einer andern Zeit hätte sie kaum hingereicht, den Abend einer hörlustigen Wintergesellschaft auszufüllen. Jetzt aber, da die Rede von der hundertjährigen Wiederkunft des todten Gastes an der Tagesordnung war, beschäftigte es allerdings die Neugier auch der Ungläubigsten oder Gleichgültigsten, was für eine Bewandtniß es mit dem todten Gaste habe.

Waldrich selbst erfuhr erst später, welches unbeabsichtigte Schicksal sein Geschichtchen hatte. Denn er mußte Herbesheim in Geschäften seines Regiments auf einige Wochen verlassen. Das hätte er nun gern abgelehnt, nicht nur wegen des häßlichen Winterwetters, das sich früh einzustellen drohte, sondern auch Friederikens, oder vielmehr seiner selbst willen. Denn nun erst, da seiner Liebe Gefahr drohte, war diese zur Leidenschaft geworden. Er zweifelte zwar nicht an der Treue ihres Herzens, noch weniger an ihrem Muth, auf keine Weise in den kaufmännisch be-

rechneten Heirathsplan ihres Vaters einzugehen, aber — doch ängstigten ihn Gedanken von hunderttausend Möglichkeiten. Und hätten sie ihn nicht geängstigt, würde ihm doch die Trennung von der ihm heimlich Verlobten, deren ganzes Wesen sich ihm in der Gluth seiner Leidenschaft vergöttert hatte, unerträglich gewesen seyn. — Allein der Befehl war da, und der soldatische Gehorsam konnte nichts einwenden.

„Friederike," sagte er am Abend vor seiner Abreise, da er zufällig mit dem Fräulein im halbdunkeln Zimmer allein beisammen war, „Friederike, nie, nie bin ich mit so schwerem Herzen von Herbesheim und von Ihnen gegangen, als dießmal. Und ist es gleich nur für wenige Wochen, so ist es doch, als wäre es für ewig. Es steht etwas vor mir, wie ein dunkles Unglück, das sich durch Ahnungen verkündet. Mir wäre es leichter, wenn ich bestimmt wüßte, es ginge in den Tod."

Friederike erschrack über seine Worte. Sie ergriff seine Hand, und sagte: „Macht dir etwa der Herr von Hahn Sorgen, daß er während deiner Abwesenheit eintreffe? Oder ist dir wegen meiner Standhaftigkeit bange? — Fürchte doch nichts, ich bitte dich, fürchte nichts. Sorge doch nicht für mich, sondern für dich, für deine Gesundheit, für dein Leben bei dieser ungesunden Jahrszeit. Denn ich gestehe dir, auch mir war noch bei keiner unserer Trennungen so übel zu Muth, wie

dießmal. Ich weiß nicht zu sagen, warum; aber ich zittere, du kommst gar nicht wieder."

Beide fuhren fort, sich ihre Bangigkeiten und Besorgnisse auszusprechen, — und was sie nicht öffentlich durften, thaten sie jetzt: sie sagten sich unter Umarmungen, Thränen und Küssen ihr Lebewohl, Beide mit dem schweren Gefühl, es sey das letzte. Da trat eine Magd herein, mit dem brennenden Licht. Waldrich eilte fort und aus dem Hause, um seine Thränen zu verbergen, und seinen Schmerz im Freien auszuhauchen. Friederike ging in ihr Zimmer, und schützte Kopfweh vor, um sich in's Bett legen, und den ganzen Abend ungestört seyn zu können.

In der Nacht reiste der Hauptmann ab. Herr Bantes hatte vorher ihn noch gezwungen, einen guten, wärmenden Punsch mit ihm zu trinken. Aber der Punsch erheiterte das Gemüth des Scheidenden nicht, ob er sich gleich in Gegenwart des Herrn Bantes Gewalt that, fröhlich zu scheinen. Frau Bantes bemerkte es wohl. Und als sie folgenden Morgen zu Friederiken an's Bett trat, und fragte: „Wie hast du geschlafen? Ist dir besser?" sah sie wohl, daß das arme Mädchen blaß war, und rothgeweinte Augen hatte.

„Kind," sprach sie, „ich merke, du bist krank. Warum verhehlst du der Mutter dein Leiden? Bin ich deine Mutter nicht mehr? Liebe ich dich weniger, denn sonst, oder liebst du mich weniger, seit Waldrich deine Liebe ist? — Warum wirst

du roth? Erröthest du vor einem Unrecht? Daß du ihn liebst, darin finde ich eben nichts Sündhaftes; aber daß du mit deinem Herzen nicht, wie sonst, klar vor mir, wie vor Gott stehst, das ist zu tadeln."

Friederike richtete sich auf, breitete ihre Arme aus, und drückte laut weinend die Mutter an sich: „Ja, ich liebe ihn. Ja, ich bin ihm zugesagt. Sie wissen es. Ich hatte Unrecht, gegen die gute Mutter zu schweigen; aber ich wollte ihr ja nur mein Unglück verschweigen, um sie nicht zu früh mit in mein Leiden zu ziehen. Das muß endlich doch, aber so spät als möglich, geschehen, wenn es der Vater erfahren wird, daß ich lieber unvermählt sterbe, als seinem für mich Erwählten die Hand gebe. So dachte ich, und schwieg."

„Kind, ich bin nicht gekommen, dir Vorwürfe zu machen. Ich verzeihe deinem Mißtrauen gegen ein Mutterherz, das sich dir noch nie verläugnet hat. Also davon still! Und was deine und Waldrichs gegenseitige Neigung betrifft, so hatte ich sie längst befürchtet. Ja, es konnte nicht anders kommen. Ihr konntet Beide nichts ändern. Doch sey ruhig, hoffe, bete! Wenn Gott will, wird er's lenken. Er ist deiner werth, ob er gleich nicht hat und ist, was der Vater dir bestimmt hat. Ich werde es dem Vater entdecken, wie ihr Beide mit einander steht."

„Um Gotteswillen, noch nicht, nur jetzt noch nicht!"

„Ja, Friederike, jetzt. Es wäre besser gewesen, schon früher. Ich muß es ihm entdecken, denn ich bin seine Frau. Als solche will ich und darf ich kein bedeutendes Geheimniß vor dem Manne haben; habe du dergleichen auch nie im Leben vor deinem künftigen Gemahl. Das erste Geheimniß, welches Mann oder Weib in der sonst glücklichsten Ehe vor einander hegen, bringt den Untergang alles Glücks, bringt Mißtrauen und Spannung. Wir mögen jemals recht oder unrecht handeln, Offenheit thut zu Allem wohl, hindert das Erscheinen vieles Bösen, und macht selbst das Fehlerhafte minder schuldvoll."

„Aber was soll ich thun?" sagte Friederike.

„Du? was du? Weißt du's nicht? Wende dich im stillen Gebete zu deinem Gott. Die Unterhaltung mit dem, der die Sonnen droben und die Sonnenstäubchen hier unten leitet, wird dich erheben, dich heiligen, beruhigen. Du wirst besonnener, edler denken und thun. Und dann wirst du nie Uebels thun. Und thust du das Rechte und sagst du das Rechte, glaube mir, so wird's nicht unrecht gehen."

So sprach ihr Frau Bantes zu, und verließ sie, um sich zu ihrem Manne an's Frühstück zu setzen.

„Was fehlt dem Mädchen?" fragte er.

„Vertrauen zu dir und mir, aus allzu großer Liebe zu ihren Aeltern."

„Krummes Zeug und dergleichen! Mama, du

kaſt wieder etwas im Hintergrunde. Geſtern hatte ſie Kopfweh, und heute kein Vertrauen.“

„Sie hat Furcht, dich zu kränken; darum wird ſie krank.“

„Poſſen und dergleichen!“

„Sie fürchtet, du werdeſt ihr den Herrn von Hahn aufzwingen wollen, auch wenn ſie ihn nicht will.“

„Sie hat ihn ja noch nicht geſehen.“

„Sie möchte ihn lieber nicht ſehen. Ihr Herz hat ſchon entſchieden. Sie und Waldrich haben Neigung für einander. Du hätteſt es längſt bemerken können.“

„Halt!“ rief Bantes, und ſetzte die Caffeetaſſe nieder; beſann ſich, hob die Taſſe wieder auf, und ſagte: „Was weiter?“

„Was weiter? Daß du behutſam gehen, daß du mit der Verlobung nichts übereilen mußt, wenn du nicht Unglück anrichten willſt ohne Noth. Es iſt möglich, daß Friederike den Herrn von Hahn, wenn ſie nur weiß, daß er ihr nicht aufgedrungen werden ſoll, nach und nach recht angenehm findet. Es iſt möglich, daß der Commandant in eine andere Garniſon verlegt wird, daß Trennung und Zeit die erſte Leidenſchaft ſchwächen,.... dann —“

„Richtig! das iſt auch mein ganzer Sinn. Ich ſchreibe ſeinem General. Er muß in eine andere Garniſon. Zum Kukuk und Küſter, Friederike wird doch nicht Frau Hauptmänninn werden wol-

len? Ich schreibe mit nächstem Posttag. Das sind mir Teufelsstreiche!"

Jetzt hatte Frau Bantes angebahnt. Es gab freilich sehr lebhafte Unterredung; Vater Bantes stürmte nach seiner Art ein wenig, und sprach seinen Willen entschieden genug aus; doch gab er zu, man müsse behutsam gehen, keinem Strom einen Damm entgegenbauen, und keiner Leidenschaft Gewaltgebote geben; Waldrich müsse mit guter Art von Herbesheim fort, Friederikens Neigung nicht offen widersprochen werden, damit sie sich beruhige, und so müsse dem Ziel unvermerkt zugesteuert seyn.

„Bei dem allen bleibt's ein dummer Streich!" sagte Herr Bantes ärgerlich. Das sagte er auch, als er sich mit Friederiken unter vier Augen verständigt hatte. „Siehst du," sprach er zu ihr, „du bist ein vernünftiges Mädchen, und solltest dich da nicht, wie ein anderes Gänschen, verplempern. Aber, wie gesagt, ich habe nichts dagegen; meinethalben liebt euch — nur an Heirath denkt nicht! Daraus wird nichts. Du bist zu jung. Nichts überhaspelt. Lerne alle Männer kennen. Es hat jeder sein Gutes. Denke dann, was sich für dich schickt. Lerne den Herrn von Hahn kennen. Taugt er nicht für dich, dann marsch mit ihm. Ich zwinge dich zu nichts; aber zwinge mich auch zu nichts."

So ward der innere Friede der Familie wieder hergestellt, und durch weise Leitung der Frau

Bantes ein drohendes Ungewitter in einen stillen, trüben Regentag verwandelt. Die alte Heiterkeit, so gut es ging, kehrte zurück, und Alles nahm den gewohnten Gang ein. Friederike, vollkommen beruhigt, dankte dem Himmel, daß es so weit gediehen sey, und erwartete von der Zukunft vertrauungsvoll das noch Bessere. Mit Zuversicht erwartete auch Herr Bantes das Bessere. Er freute sich, daß Friederike ihren bisherigen Frohsinn wieder annahm, und entwarf indeß das Schreiben an den General. Frau Bantes, die ihren Gemahl, wie ihre Tochter, mit gleicher Zärtlichkeit im Herzen umschloß, hoffte wenig, fürchtete wenig: sie überließ die Entscheidung dem Himmel. Waldrich war ihr lieb, wie ein angenommener Sohn; aber auch der Herr von Hahn war ihr durch die erhaltenen Anzeigen und durch die Vorliebe ihres Gatten schätzbar. Sie wollte nur ihrer Tochter Glück, gleichviel, durch wessen Hand es gegeben werden könne.

Die Ueberraschung.

„Ach, der arme Waldrich!" sagte Friederike am Sonntage, da sie mit ihrer Mutter aus der Kirche gekommen war, und nun plaudernd mit ihr im warmen Zimmer am Fenster saß, und auf die öden Straßen hinabsah, die von Regenströmen rauschten: „Wenn er nur jetzt nicht unterwegs ist. Es war bisher das schönste Wetter zur Reise

gewesen, und nun er fort ist, muß auch das übelste eintreffen."

„Ein Soldat soll Alles tragen können," antwortete Frau Bantes: „und willst du eines Soldaten Frau werden, so gewöhne dich zeitig an den Gedanken, daß dein Mann dem König mehr als dir, der Ehre mehr als der Liebe, dem Feldlager mehr als dem Hause gehört, und daß, wenn andern Männern nur ein Tod nachlauscht, dem Soldaten hundert Tode aufpassen. Darum wäre ich nie eine Soldatenfrau geworden."

„Aber sehen Sie auch hinaus, Mama, wie es in der Luft wüthet! wie schwarz der Himmel! Sehen Sie doch, zwischen dem Regen große Hagelsteine!"

Frau Bantes lächelte, denn es kam ihr ein Einfall, von dem sie anfangs nicht wußte, ob sie ihn mittheilen sollte. Endlich sagte sie: „Friederike, weißt Du's? Heut ist der erste Adventssonntag, wo die Regierung des todten Gastes beginnen soll. Der wüste Prinz meldet sich, scheint's, immer mit Sturm an."

„Ich wette, Mama, der Regensturz macht unsern Herbesheimern himmelangst. Die verriegeln vielleicht schon am hellen Mittag die Hausthüren, damit das lange, bleiche Gesicht nicht eindringe."

In diesem Augenblicke trat Herr Bantes eilfertig mit einem lauten, doch etwas sonderbaren Gelächter in die Stube; sonderbar war es, weil

man nicht wußte, ob es ein willkührliches oder unwillkührliches Lachen war.

„Tolles Zeug und dergleichen!" rief Herr Bantes: Geh' in die Küche, Mama, und bringe die Mädeln in Ordnung, sonst werfen sie Dir den Braten in die Suppe, die Suppe in's Gemüse, das Gemüse in die Milchcreme."

„Was gibt's denn?" fragte Frau Bantes verwundert.

„Wisset Ihr nichts? Die ganze Stadt sagt, der todte Gast sey angekommen. Zwei Fabrikarbeiter kommen mir da athemlos und pudelnaß von der Gasse in die Zahlstube gesprungen, und erzählen, was ihnen an zehn Orten schon erzählt worden ist. Mag von dem tollen Zeug kein Wort hören; gehe an der Küchenthür vorbei; die Mägde drinnen lärmen. Ich strecke den Kopf hinein, zu sehen, was es gibt; schreien die dummen Dinger beim Anblick meiner schwarzen Perücke laut auf, und rennen die Närrinnen seitwärts, meinen, ich sey der todte Gast. Seyd ihr alle unklug? rief ich. — Ach Gott! schreit die Käthe: ich will's nicht läugnen, Herr Bantes, ich bin abscheulich erschrocken. Mir zittern die Kniee. Und ich brauchte mich eigentlich gar nicht zu schämen, daß ich mich mit dem Schornsteinfeger Max eingelassen und versprochen habe. Aber nun es so kommt, wollte ich, ich hätte den Max in meinem Leben nicht gesehen. — So schrie die Käthe, und wie sie sich die Angstthränen abtrocknen will, läßt sie die

Pfanne mit den aufgeschlagenen Eiern aus der Hand fallen. Die Susanne sitzt hinter dem Feuerherd, und weint hinter ihrer Schürze. Die alte, unschuldige Lene mit ihren fünfzig Jahren sogar sieht ganz verstört drein, und schneidet sich richtig mit dem Küchenmesser in die Finger, da sie es abwischen will."

„Hab' ich's nicht gesagt, Mama?" rief Friederike, indem sie ausgelassen lachte.

„Stelle Ordnung in der Küche her, Mama!" fuhr Herr Bantes fort: „sonst ist die erste Teufelei des todten Gastes in Herbesheim, daß wir am lieben Sonntage verhungern müssen."

Friederike hüpfte lachend hinaus zur Küche, und rief: „So arg soll er's uns doch nicht treiben!"

„Das sind," sagte Herr Bantes, „die saubern Früchte des Aberglaubens, der Pöbelweisheit. Alles Pöbelweisheit, von unten bis oben, vom Stallknecht bis zum Minister! Da schimpfen mir jetzt Schulknaben und Priester, Hebammen und Professoren, geheime Räthe und geheime Speichellecker auf die Aufklärung, sagen, sie bringe Insubordination, Irreligion, Revolution, und wollen das Volk wieder in die alte Dummheit zurückkleckſen. Und die Esel von modischen Versemachern yahnen ihre Wunder- und Heiligenlieder dazwischen, und die Esel von Bücherfabrikanten machen sich mit Ammen-Mährchen breit, und wollen Heiden und Türken katholisch machen,

den Pabst zum Herrgott der Könige, den Staat zum Nothstall. Lumpenpack! Da geben sie kaum einen rothen Kreuzer für Verbesserung der Schulen, aber Millionen für die Soldaten hin, und für Ueppigkeit; da schnüren sie vernünftigen Leuten das Maul zu, wo nicht den Hals; aber wer Unsinn und Knechterei und Schlächterei lobpreiset, den behangen sie mit Orden, Titeln und Tressen. Da haben wir's nun. Aberglaube oben und unten. Erster Advent, Winterwetter — sieh da, kriechen die Narren in die Winkel, und kreuzigen und segnen sich, meinen, der todte Gast mache den Sonntagsregen und dergleichen."

Frau Bantes lächelte sanft, und sprach: „Papa, nicht so eifrig, nicht so böse! Die Sache verdient's nicht."

— „Verdient's nicht? He, Du selbst hast wurmstichigen Glauben, Mama! Nimm mir den Aberglauben nicht in Schutz; nimm mir keinen Unsinn in Schutz! Ich will, wenn ich sterbe, zehntausend Gulden Legat aussetzen, bloß zur Besoldung eines Lehrers an der Schule, der gesunde Vernunft lehren soll. Wer solche wahnsinnige Einbildungen von Gespenstern, Teufeln, Todten-Erscheinungen und todten Gästen dulden kann, der kann auch dulden, daß die ganze Welt ein Tollhaus und jedes Land ein Sclavenjoch werde, worin die eine Hälfte des Volks leibeigen frohnen, die andere mit Musketen und Kanonen die gehorchende im Zaum halten muß."

„Aber, aber, Papa, wohin verirrst Du Dich?“

— „Verflucht sey der Aberglaube! Aber, ich merke wohl, man will ihn. Nur zu, das ist den Engländern recht. Je dümmer die Völker, je leichter saugen sie uns aus. Es wird nicht eher besser, bis einmal wieder ein Hans Bonaparte mit eiserner Ruthe kommt, und Schule hält mit den Narren.“

Indem Herr Bantes noch fortfuhr, in vollem Ernste so zu donnern, während er hastig die Stube auf und ab ging, und von Zeit zu Zeit mitten im Laufe stehen blieb, trat leise der Buchhalter herein.

„Es ist doch richtig, Herr Bantes.“

— „Was ist richtig?“

„Er ist wirklich angelangt. Er logirt im schwarzen Kreuz.“

— „Wer logirt im schwarzen Kreuz?“

„Der todte Gast.“

— „Narrheit! Müssen Sie, als ein verständiger Mann, denn Alles glauben, was Ihnen alte Weiber sagen?“

„Aber meine Augen sind keine alten Weiber. Ich ging aus Neugier in's schwarze Kreuz; der Herr Gerichtsschreiber war, so zu sagen, mein Gefährte. Wir nahmen ein Gläschen Goldwasser, so zu sagen, nur zum Vorwand. Da saß er.“

— „Was?“

„Ich erkannte ihn auf der Stelle. Der Wirth cheint ihn auch zu kennen. Denn wie der zur

Thüre hinaus ging, wandte er dem Herrn Gerichtsschreiber seitwärts das Gesicht zu, machte große Augen, zog den Mund und die Augenbraunen in die Höhe, als wollte er, so zu sagen, andeuten, der da sitzt, bringt nichts Gutes."

— „Larifari!"

„Der Zolleinnehmer, der ihn schon am Thor erkannte, hat sich auf der Stelle zum Herrn Policeilieutenant gemacht. Der Zolleinnehmer hat es uns gesagt, als wir wieder aus dem schwarzen Kreuz kamen."

— „Der Zolleinnehmer ist ein abergläubiger Narr; schämen sollte er sich in die Seele hinein!"

„Ganz wohl; aber erlauben Sie, wenn's nicht der todte Gast ist, so ist's sein Zwillingsbruder. Ein erdgraues Gesicht. Vom Kopf bis zum Fuße rabenschwarz. Eine Gestalt, vier, fünf Ellen lang. Eine dreifache, goldene Kette über die Brust zur Sackuhr. An allen Fingern funkelnde Brillantringe. Prächtige Equipage. Extrapost."

Herr Bantes sah den Buchhalter lange mit starrem Blick an, worin Unglauben und Befremden zu kämpfen schienen; lachte endlich laut und übermäßig, und rief: „Treibt denn der Teufel seinen Spaß mit uns, daß er gerade am ersten Adventssonntage einpassiren muß?"

„Und gerade wie die Kirche aus war," sagte der Buchhalter, „gerade wie die Leute über die Gasse liefen, und Wind und Regen, so zu sagen, am allerschrecklichsten stürmten."

„Wie heißt denn der Fremde?“ fragte Herr Bantes.

„Mir nicht bekannt,“ antwortete der Buchhalter: „der aber gibt sich am Ende Namen, wie er will. Bald ist er ein Herr von Gräbern, bald ein Graf von Altenkreuz. Es ist mir, so zu sagen, bedenklich, daß er geradezu in's schwarze Kreuz einkehrt. Der Name scheint ihn gezogen zu haben.“

Herr Bantes schwieg eine Zeitlang ganz ernsthaft und nachdenkend, fuhr sich endlich mit der Hand rasch über das Gesicht, und sagte: „Ist nichts als Zufall, sonderbarer Spaß des Ungefährs. Denkt doch nicht an den todten Gast und dergleichen. Possen! Aber ein eigener Zufall ist es, ein toller Streich! Gerade am Adventssonntag, im schrecklichsten Wetter, lang, schwarz, erdgrau, die Fingerringe, die Equipage — ich würde kein Wort davon glauben, Buchhalterchen, wenn Sie nicht ein vernünftiger Mann wären. Aber, nichts für ungut, Sie hörten das Mährchen vom todten Gaste, sahen einen Fremden; hatte schwarze Kleider; flugs spielt Ihnen die gottlose Einbildungskraft einen Herenstreich, und setzt Ihnen, was noch fehlt, hinzu.“

Dabei blieb es. Herr Bantes ließ sich auf keine andern Gedanken bringen.

Die Erscheinung.

Der todte Gast war nun das Gespräch über Tische bei der Mahlzeit. Man freute sich, bald mehr über ihn zu vernehmen, und gewisse Auskunft über den Fremden in der heutigen Winter-Abendgesellschaft beim Bürgermeister zu erhalten, und wenn nicht aus officiellem Munde des Stadthauptes, doch durch die Frau Amtsbürgermeisterinn, welche, ohne Hilfe geheimer Policei, ununterbrochen eine wahre Tag- und Nachtchronik von Herbesheim hielt. Die Frauenzimmer fuhren sogleich nach Beendigung des nachmittäglichen Gottesdienstes zu ihr. Herr Bantes versprach, sobald es dunkel werden wolle, nachzukommen; er hatte noch einige Geschäfte mit Leuten aus seiner Fabrik abzuthun, die er gewöhnlich an Sonntags-Nachmittagen zu sich kommen ließ.

Er war eben im Begriff, den Letzten dieser Leute abzufertigen, und sich auf den Weg zur Wintergesellschaft zu machen, als plötzlich ein durchschneidender, weiblicher Schrei geschah. Herr Bantes und der Fabrikarbeiter erschracken heftig. Es war tiefe Stille.

„Sieh doch einmal nach, Paul, was begegnet ist!" sagte Herr Bantes zum Arbeiter.

Dieser ging, kam aber nach wenigen Augenblicken mit ganz verstörter Miene zurück, und konnte kaum halblaut, mit bebender Stimme sprechen: „Es verlangt Sie Jemand zu sehen."

„Nur herein!" sagte Herr Bantes ärgerlich.

Paul öffnete die Thür, und es trat ganz langsam ein Fremder herein. Es war ein hagerer, langer Mann, in schwarzen Kleidern; das Gesicht zwar von angenehmen, feinen Zügen, aber bleich. Durch das dicke, schwarze Seidentuch um den Hals ward die Blässe noch gesteigert und recht todtenhaft. Die saubere Kleidung, die äußerst feine Wäsche, deren Schneeglanz unter der schwarzen Seidenweste hervorstach, die reichen Ringe, welche von den Fingern blitzten, der Aufwand in allem Aeussern verrieth den Fremden als einen Mann von höherm Stande.

Herr Bantes starrte den Unbekannten an. Er sah den todten Gast vor seinen Augen; faßte sich aber, so gut er konnte, und sagte, indem er sich mit etwas erschrockener Höflichkeit gegen den Eintretenden verneigte, zum Arbeiter: „Paul, Du bleibst hier! Ich habe Dir nachher noch etwas zu sagen.“

„Es freut mich das Glück, Herr Bantes, Ihre Bekanntschaft zu machen!“ sagte der Fremde leise und langsam: „Ich würde meine Aufwartung schon am Morgen gemacht haben, hätte ich nicht Ruhe von der Reise nöthig gehabt, und befürchtet, Sie und die Ihrigen sogleich nach meiner Ankunft unangenehm zu belästigen.“

„Viel Ehre, viel Ehre!“ erwiederte Herr Bantes mit einiger Verlegenheit. „Aber...“ Es überfiel ihn ein unwillkührliches Grausen. Er traute seinen Augen kaum. Er rückte dem Frem-

den einen Stuhl hin, und wünschte ihn hundert Meilen weit von sich.

Der Fremde verneigte sich langsam, nahm Platz, und sprach: „Sie kennen mich nicht; aber errathen ohne Zweifel, wer ich bin?"

Es ward dem Herrn Bantes, als sträubten sich unter seiner Perücke alle Haare bergan. Er schüttelte höflich und ängstlich den Kopf, und sagte mit erzwungener Freundlichkeit: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Ich bin Hahn, der Sohn Ihres alten Freundes," sprach der todte Gast mit hohler Stimme, und lächelte den Alten an, dem das Lächeln das Herz erstarrte.

„Sie haben keinen Brief von meinem alten Freund?" fragte Herr Bantes. Jener wickelte eine prächtige Brieftasche auf, und übergab ein Schreiben. Es enthielt nur wenige Zeilen zur Empfehlung, und die Bitte, dem Ueberbringer Alles zur Eroberung des Herzens der Braut zu erleichtern. Die Schriftzüge hatten wohl viel Aehnlichkeit mit der Hand des alten Banquiers, doch schien etwas Fremdartiges darunter.

Herr Bantes las lange, und las wieder, nur um Zeit zu gewinnen und zu überlegen. In ihm war ganz natürlich Alles Widerspruch und Kampf. Er wollte, als ein aufgeklärter Mann, trotz dem unwillkührlichen Grauen, nicht glauben, daß er den berüchtigten todten Gast vor sich habe; aber eben so wenig wollte er und konnte er sich über-

zeugen, daß der Sohn seines Freundes eben genau in Wesen und Gestalt der aus Sagen vielbekannten Gestalt des entsetzlichen Gastes gliche. Hier war weder Gaukelei der Einbildungskraft, noch des Zufalls gedenkbar. Er sprang geschwind auf, bat um Verzeihung, er müsse seine Brille suchen, die Augen seyen ihm etwas dunkel, und entfernte sich, um nur in dieser Verlegenheit zur Besonnenheit zu kommen. Wie Herr Bantes in's Nebenzimmer ging, griff auch Paul nach dem Schlosse der Stubenthür. Der todte Gast wandte langsam sein blasses Antlitz gegen diesen, und mit einem Sprunge, an allen Gliedern bebend, war Paul zur Stube hinaus, und kam nicht wieder, bis er Herrn Bantes vom Nebenzimmer zurückkehren hörte.

Herr Bantes hatte wirklich in der Eile überlegt, und in der Eile einen verzweifelten Entschluß gefaßt. Noch ungewiß, welchen Gast er vor sich habe, wollte er wenigstens die arme Friederike nicht geradezu in die Hände des Zweideutigen ausliefern. — Er trat demselben nicht ganz ohne Herzklopfen näher, und sagte mit Achselzucken und Bedauern: „Hören Sie, mein werthester Herr von Hahn, ich hege für Ihre Person alle Hochachtung. Indessen haben sich hier Dinge ereignet, äußerst fatale Dinge, die ich nicht voraussehen konnte. Hätten Sie doch uns die Ehre erwiesen, früher zu kommen. Seitdem hat sich zwischen meiner Tochter und dem Commandanten

der hiesigen Besatzung ein Liebeshandel entsponnen — Verlobung und dergleichen; — das vernahm ich erst vor wenigen Tagen. Der Hauptmann ist mein Pflegesohn; er war einst mein Mündel. Was konnte ich thun? Gern oder ungern, ich mußte mein Ja sagen. Ich hatte mir vorgenommen, morgen Ihrem Herrn Vater die Widerwärtigkeit zu melden, ihn zu bitten, Sie nicht zu bemühen. Es schmerzt mich sehr. Was wird mein alter Freund von mir denken!"

Weiter konnte Herr Bantes nicht reden, denn die Stimme ging ihm vor Entsetzen aus. Der ihm gegenübersitzende Gast hatte nicht nur, wider alle Erwartung, ganz kalt und ruhig zugehört, sondern die Miene desselben, vorher still und düster, heiterte sich sogar bei dem Worte „Liebeshandel" — „Verlobung" sichtbar auf, als wenn es ihm eben recht um ein Mädchen zu thun wäre, das einem Andern schon Hand und Herz verschenkt hätte. Auch entging Herrn Bantes nicht, daß das bleiche Gesicht, als hätte es sich verrathen, schnell wieder den vorigen Ernst, wie mit sich selbst unzufrieden, herzustellen suchte.

„Beunruhigen Sie sich deswegen nicht!" sagte der Herr von Hahn: „weder meines Vaters noch meinetwillen nicht."

Herr Bantes dachte bei sich: „Ich verstehe dich schon!" Aber nun war es ihm doppelt darum zu thun, den aus der Sage wohlbekannten, schreck-

lichen Verführer für immer von Friederiken abzuhalten.

„Ich sollte Sie," sprach er, „freilich nicht im Wirthshause lassen, und Sie bitten, bei mir im Hause vorlieb zu nehmen. Allein eben jene Geschichte mit dem Commandanten und meiner Tochter und dergleichen — Sie begreifen, wie es da geht — einen zweiten Bräutigam in Abwesenheit des andern, und dergleichen — und dann, Sie begreifen wohl — die Leute in einer so kleinen Stadt schwatzen gleich mehr, als Sie wissen. Auch hat meine Tochter...."

„Ich bitte, keine Entschuldigung!" sagte der Sohn des Banquiers: „Ich bin im Gasthofe nicht übel. Ich verstehe Sie. Wenn Sie mir nur erlauben, dem Fräulein Bantes meine Aufwartung machen zu dürfen."

„Aber, Sie...."

„Denn in Herbesheim gewesen zu seyn, und die Braut, die mir bestimmt war, nicht gesehen zu haben, ich könnte es nicht bei mir selbst verantworten."

„Allerdings, Sie sind...."

„Ich sollte den Herrn Commandanten beneiden. Alles, was man mir von der seltenen Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins...."

„Sie sind zu gütig."

„Mir wäre allerdings die größte Ehre widerfahren, in Ihre herrliche Familie aufgenommen worden zu seyn, und der Sohn eines Mannes

geheißen zu haben, von dem mein Vater nie ohne zärtliche Rührung reden kann.“

„Gehorsamer Diener.“

„Darf ich bitten, dem Fräulein wenigstens vorgestellt zu werden?“

„Thut mir leid, sehr leid. Sie ist mit meiner Frau für diesen Abend in großer Gesellschaft, und — es ist Gesetz da, daß man keinen Fremden, unter keinerlei Vorwand, einführen darf. Also ....

„In der That liegt mir für diesen Abend wenig daran, ich fühle mich noch ermüdet; noch weniger, sie in großer Gesellschaft zu sehen, wo man mehr oder minder beengt und beschränkt ist. Gern sähe ich sie in ihrem häuslichen Wesen.“

Herr Bantes machte eine stumme Verbeugung.

„Noch lieber, und das gewähren Sie mir doch gütigst? möchte ich dem Fräulein einmal unter vier Augen, wenn ich sagen darf, vertraulich Manches mittheilen, was ....“

Herr Bantes erschrak. Er dachte bei sich: „Da haben wir's, der marschirt in gerader Linie auf sein Ziel los!“ — Er räusperte sich. Der Fremde schwieg nun, und erwartete, ob Herr Bantes reden wolle; da dieß nicht geschah, fuhr jener fort: „Ich hoffe, durch meine Mittheilungen das Fräulein vielleicht in Betreff meiner auf richtigere Ansichten zu leiten, und vielleicht, indem ich sie über Verschiedenes beruhigen kann, mir ihre Achtung

zuzusichern, die mir durchaus unter gegenwärtigen Umständen nicht ganz gleichgültig bleibt.“

Herr Bantes versuchte mancherlei Wenn und Aber zu entgegnen, nm dieß wahrscheinlich von Folgen begleitete vertrauliche Unter-vier-Augen abzulehnen. Er sprach in der Angst viel, aber verworren und aus Höflichkeit dunkel. Der todte Gast aber verstand ihn gar nicht, oder schien ihn nicht verstehen zu wollen, und ward immer zudringlicher. Desto peinlicher ward die Stellung des Herrn Bantes, der sein schönes Kind schon von jener Scheingestalt und ihren verruchten Künsten umgarnt, und mit umgedrehtem Köpfchen sah.

Ueber diese Unterredung, welche ziemlich lange dauerte, war es dunkel geworden. Da der Gast sich schlechterdings nicht entfernen wollte, stand Herr Bantes jählings auf, und erklärte unter großem Bedauern, daß er ihn verlassen müsse, weil unaufschiebbare Geschäfte ihn abriefen. — So erzwang er den Abschied. Der Gast, etwas finster, empfahl sich, bat aber um Erlaubniß, wieder zu kommen.

Herr Bantes eilte in die Wintergesellschaft zum Bürgermeister, war aber auffallend still und nachdenkend. Man sprach von nichts, als vom todten Gaste. Man wollte wissen, er führe eine ganze schwere Kiste voller Gold bei sich; er kenne schon alle Bräute von Herbesheim; er sey ein sehr angenehmer Mann, doch spüre man ihm etwas Verwesungsgeruch an. Alles, was hier ge-

redet wurde, stimmte meistens nur zu sehr mit dem überein, was Herr Bantes an ihm, der vor ihm die Gestalt des reichen Banquiers angenommen, bemerkt hatte.

Sobald Herr Bantes mit seiner Frau und Tochter wieder zu Hause war, erzählte er von dem Besuche des todten Gastes, und wie er ihn hoffentlich ein für allemal abgefertigt zu haben glaube. Anfangs erstaunten beide Frauenzimmer, oder vielmehr sie erschraken; dann lächelten Beide verwundert sich an, als sie den Namen des Bräutigams aus der Residenz hörten; zuletzt lachten sie hell auf, als sie hörten, der Vater habe Friederiken förmlich zur Verlobten des Commandanten erklärt.

„O Papa, süßer Papa!“ rief Friederike, und fiel ihm um den Hals: „Ich bitte Sie, halten Sie auch Wort.“

„Zum Kukuk und Küster!“ schrie der Alte: „Ich werde doch wohl Wort halten müssen.“

„Auch dann, liebster Papa, wenn der todte Gast zuletzt wirklich der Herr von Hahn wäre?“

„Meinst du, ich habe keine Augen? Er ist es nicht. Eine Scheingestalt ist's. Wie käme der junge Hahn auf den Teufelseinfall, sich in die Figur des todten Gastes zu vermummen, von dessen Geschichte er wahrscheinlich in seinem Leben nichts gehört hat.“

Den Frauenzimmern war die Geschichte freilich etwas unbegreiflich; aber doch wollten sie lieber

glauben, der Papa habe mit seiner regen Phantasie etwas hinzugefügt, oder der Zufall dießmal drolligen Scherz getrieben, als daß sie an der Persönlichkeit des angekommenen Herrn von Hahn gezweifelt hätten. Gerade diese Hartnäckigkeit der Mutter und der Tochter, sich durchaus keines Bessern bereden zu lassen, ängstigte den Herrn Bantes nur noch mehr.

„So muß es kommen, gerade so!" rief Herr Bantes ärgerlich und zaghaft: „So hat er Euch Beide schon halb in seinen Krallen, hat Euch schon betäubt! Ich bin doch wahrhaftig sonst nicht abergläubig, und auch dießmal kein altes, wundersüchtiges Weib; aber was mir begegnet ist, das ist mir begegnet. Es ist ein höllischer Spuk, der mich verrückt machen könnte. Die Vernunft begreift's nicht. Aber es mag Vieles seyn, das die Vernunft nicht begreift. Und sollte ich Euch in den Keller sperren, ich sperre Euch ein, nur daß ihr mir Beide nichts mit dem Teufelsgespenst zu schaffen habt!"

„Schönster Papa!" rief Friederike: „Ich gebe Ihnen ja gern die Sache wohlfeiler. Möge der todte Gast Herr von Hahn seyn, oder nicht: ich schwöre Ihnen, ich will ihn nicht lieben, ich will Waldrich nie vergessen. Aber geben Sie mir Ihr Vaterwort, daß Sie Waldrichen nicht von mir trennen, es möge nun der Herr von Hahn oder der todte Gast um mich werben."

„Wahrhaftig, lieber geb' ich Dich dem ärm-

sten Bettler auf der Gasse — ist's doch ein lebendiger Mensch! — als dem Gespenst, dem Satan."

Gute und schlimme Wirkungen.

Friederike schlief unter schönen Träumen die Nacht, Herr Bantes äußerst unruhig. Die schwarze, bleiche Figur, deren Mondgesicht durch das schwarze Kopfhaar und den starken, schwarzen Backenbart ihm so fürchterlich hervorblickte, schwebte ihm auch vor verschlossenen Augen sichtbar. Friederike hegte hingegen, für den gespensterhaften Unbekannten, recht dankbare Gesinnungen, daß er ihren Vater so schleunig bekehrt, und dem lieben Waldrich zugewandt hatte.

Am andern Morgen, sobald Herr Bantes mit den Seinigen gefrühstückt hatte, begab er sich zum Amtsbürgermeister — dieß war das Ergebniß nächtlicher Ueberlegungen — und bat diesen, gegen den Unbekannten Policeimaßregeln zu versuchen, um ihn aus der Stadt zu entfernen. Er erzählte ihm nun offen, was sich gestern, ehe er in die Abendgesellschaft gekommen, in seinem Hause zugetragen habe, und wie seine Frau und Tochter schon halb und halb in ihren Sinnen benebelt seyen; daß sie den todten Gast für den angekündigten Sohn des Banquiers Hahn hielten, ungeachtet der junge Banquier, um Bräutigamsrollen zu spielen, nicht dazu das Aeußere des bekannten Gespenstes wählen würde, und, wenn er sie aus Narrheit oder

Spaß hätte wählen wollen, sie gewiß nicht gekannt haben würde.

Der Bürgermeister schüttelte den Kopf bedenklich. Er wußte nicht, was er zu der Sache sagen sollte; versicherte aber, er wolle ernste Untersuchung anstellen, denn die ganze Stadt sey von dieser unangenehmen Erscheinung beunruhigt.

Wie Herr Bantes nach einigen Stunden (denn auch mit dem Policeilieutenant und andern Freunden hatte er sich berathen) nach Hause ging, sah er von ungefähr seitwärts durch ein Fenster in's Erdgeschoß seines Hauses. Das Fenster gehörte zu einem schön geschmückten Zimmer, welches sonst der Commandant Waldrich zu bewohnen pflegte. Herr Bantes glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah den wüsten, todten Gast da im tiefen, ja es schien, im leidenschaftlichen Gespräch mit Friederiken. Das Mädchen lächelte ihm freundlich zu, und schien gar nichts dagegen zu haben, als er ihre Hand ergriff und küssend an seine Lippen drückte.

Jetzt schwankte Alles vor den Augen des Greises, oder vielmehr er schwankte. Anfangs wollte er geradezu hinein in des Commandanten Zimmer, um die zärtliche Unterredung zu unterbrechen, und den unüberwindlichen Verführer aus dem Hause zu jagen; dann besann er sich, daß dieß üble Folgen für ihn oder Friederiken haben könnte. Er erinnerte sich des Duells, zwischen dem Grafen von Altenkreuz und dem Vicomte, vor hundert Jahren.

Er eilte todtenbleich in's Zimmer seiner Gemahlinn, die vor seinem Anblick erschrack.

Als sie die Ursache seines Zustandes erfahren hatte, suchte sie ihn zu beruhigen; versicherte, das vermeinte Gespenst sey in der That der erwartete Bräutigam, ein liebenswürdiger, bescheidener Mann, mit dem sie und Friederike sich lange unterhalten habe.

„Ich glaub's schon, Mama, der ist mit Dir in Deinen Jahren ganz bescheiden. Aber geh' hin und sieh, wie weit er mit Friederiken in kurzer Zeit gekommen ist. Sie küssen sich."

„Das ist nicht möglich, Papa!"

„Da, da, diese Augen strafen Du nicht Lügen. Er hat sie; sie ist verloren! Warum sind sie allein? Dir ist auch schon der Verstand vergiftet! sonst würdest Du sie Beide nicht allein gelassen haben."

„Lieber Papa, er bat um die Erlaubniß, sich allein gegen Friederiken erklären zu dürfen. Laß doch Deine Einbildung fahren! Wie ist es möglich, daß Du, eben Du, aufgeklärter, Alles verspottender Mann, Deinen Glauben so bethören lassen kannst, und plötzlich der abergläubigste aller Menschen wirst?"

„Ueberrumpeln? abergläubig? Nein, vorsichtig, behutsam und dergleichen gegen dieß Teufelsblendwerk! — Sey es, was es immer wolle, man soll sich auf keine Weise prellen lassen. Das Mädchen ist mir zu theuer. Ich befehle ein- und für

allemal, ihr sollt mit Eurem sogenannten Herrn von Hahn, allen Umgang abbrechen."

„Aber was wird sein Vater sagen?"

„O, der Alte wird nichts sagen. Und wie sollte er? Und in Gottes Namen, sag' er, was er wolle. Geh', ich bitte Dich, schicke den Verführer fort!"

Frau Bantes ward verlegen. Sie trat freundlich zu ihm hin, legte ihre Hand traulich auf seine Schulter, und sprach leise mit bittendem Tone: „Lieber Mann, bedenke, was Du aus eitler Furcht thust! Wegen eines blassen Gesichts, und eines schwarzen Kleides wegen, ist ja ein Fremder noch kein Gespenst. Wenn Du aber befiehlst, und darauf beharrst, und es zu Deiner Ruhe beiträgt, so werde ich Dir gehorchen. Doch bedenke: Friederike und ich haben ihn schon zum Mittagessen eingeladen."

„Da könnte einen ja der Schlag rühren!" schrie Herr Bantes: „Nun gar zum Mittagessen! Der muß einen Zauberdunst und dergleichen in seinem Odem haben, daß er Euch behext, wie die africanische Schlange die kleinen Vögel, die sich ihrem offenen Rachen, gern oder ungern, nähern müssen. Fort, fort, fort! Ich will nichts von ihm!"

In dem Augenblicke trat sehr heiter Friederike herein. — „Wo ist der Herr von Hahn?" fragte die Mutter mißmuthig.

„Nur auf einen Augenblick in seine Wohnung.

Er kommt sogleich zurück. Es ist wahrlich ein guter, edler Mensch!"

„Da haben wir's!" rief Herr Bantes: „In einer Viertelstunde Gesprächs hat sie es schon weg, daß er ein guter, edler Mensch ist. Wie? Du den Waldrich lieben? O, daß Waldrich hier wäre! Wenn er — — kurz weg! Ich will nichts davon wissen. laß ihm absagen. Laß ihm eine Lüge sagen, eine ehrliche Nothlüge, ich sey krank geworden; wir bedauerten sehr; könnten ihn heut nicht bei Tische sehen, und dergleichen."

Friederike erschrack über die Heftigkeit ihres Vaters. „Hören Sie mich doch, Papa; Sie sollen Alles wissen, was er mir gesagt hat. Es ist gewiß ein vortrefflicher Mann, und Sie werden ....."

„Halt!" rief Herr Bantes: „Ich will nichts hören; habe schon zu viel gehört. Sieh, Kind, laß mir jetzt meinen Willen. Nenn' es Wunderlichkeit, nenn' es, wie Du willst; höre mich an. Gleicht der todte Gast dem Herrn von Hahn, oder der Herr von Hahn dem todten Gaste, so ist das alles ein Teufel. Ich mag und will nichts von ihm. Kannst Du Deinen edeln, vortrefflichen, guten Menschen und dergleichen bewegen, daß er Herbesheim noch heute verläßt, auf immer verläßt, so geb' ich Dir mein Ehrenwort, sollst den Waldrich behalten, und wenn der wirkliche Sohn meines Freundes dann auch ankäme. Ich verspreche Dir, auf der Stelle an seinen Vater zu schreiben, alles mit ihm Abgekartete ganz ehren-

haft rückgängig zu machen, sobald ich weiß, der Schwarze ist fort. Da, nimm meine Hand darauf. Nun sage mir, kannst Du ihn bewegen, einzupacken, und sich aus dem Staube davon zu machen?"

„Wohl!" rief Friederike freudeglühend: „denn sehen Sie — Er wird gehen. Erlauben Sie mir, ihn nur noch einige Augenblicke zu sprechen, unter vier Augen."

„Da haben wir's wieder! Nein, fort, fort! Schreib' ihm ein Paar Zeilen. Nicht zum Essen! Fort mit ihm!"

Es half kein Widerreden. Aber der Preis, welcher Friederiken geboten war, hatte zu vielen Werth. Sie schrieb an den ihr lieb gewordenen Banquier; entschuldigte, durch Krankheit ihres Vaters, die Einladung zum Mittagsmahl widerrufen zu müssen; bat ihn sogar, wenn er einige Achtung oder Freundschaft für sie habe, die Stadt so bald als möglich zu verlassen, denn von seiner Entfernung hänge ihr Glück und der Friede ihres Hauses ab. Sie verhieß ihm, mit nächster Post in einem Briefe die sonderbaren Ursachen dieser sonderbaren, unartigen, aber höchst dringenden Bitte zu entwickeln.

Unterhaltungen mit dem todten Gaste.

Ein Hausknecht trug Friederikens Brief in's Wirthshaus, und fragte dem Banquier von Hahn

nach. Der Kerl war gern gegangen; er hoffte, den vielbesprochenen todten Gast bei dieser Gelegenheit etwas aus der Ferne zu sehen. Indem er aber die Thür vom Zimmer des Banquiers öffnete, wie man ihn angewiesen hatte, fuhr er plötzlich zusammen, als er den langen, schwarzen, blassen Herrn gegen sich zuschreiten sah, und fragen hörte mit hohler Stimme: „was willst Du?" Die Gestalt schien ihm jetzt noch weit schwärzer, länger und bleicher zu seyn, als er sich gedacht hatte.

„Halten zu Gnaden," sagte der Erschrockene mit einem Gesichte, worin sichtbar die Todesangst lag, „ich wollte nicht zu Ihnen, sondern zum Herrn Banquier von Hahn."

„Der bin ich."

„Sie selbst?" sagte der arme Mensch zitternd, weil ihm zu Muthe ward, als klebten seine Fußsohlen fester am Boden: „Um Gotteswillen, lassen Sie mich wieder gehen."

„Ich halte Dich nicht. Wer hat Dich geschickt?"

„Fräulein Bantes."

„Weswegen?"

„Diesen Brief sollen Sie....." Mit diesen Worten, die er nicht vollendete, weil der Banquier einen Schritt näher kam, warf er demselben den Brief vor die Füße, und lief in vollem Sprunge davon.

Der Banquier sagte halblaut für sich: „Sind die Leute hier zu Lande allesammt närrisch?" Er las Friederikens Zeilen, runzelte die Stirn,

nickte mit dem Kopfe, und ging pfeifend im Zimmer auf und ab.

Indem ward wieder leise an die Thür gepocht. Schüchtern trat der Wirth herein, ehrerbietig die Mütze in der Hand, unter vielen Verbeugungen.

„Sie kommen zur rechter Zeit, Herr Wirth; ist das Essen fertig?“ sagte der schwarze Herr.

„Das Essen bei uns wird Ihrer Gnaden ohne Zweifel zu schlecht seyn.“

„Nichts weniger, als das. Es ist gut gekocht. Ich freilich esse nie viel, aber das soll keinen Vorwurf gelten.“

„Man speiset im goldenen Engel besser.“

„Ich mag nichts vom Engel, ich bleibe beim Kreuz. Sie sind bescheidener, als ich je einen Wirth gesehen habe. Lassen Sie bald decken.“

Der Kreuzwirth rieb die Mütze in den Händen herum, und schien verlegen, wie er noch etwas anbringen sollte, das ihm auf dem Herzen lag. Der Schwarze bemerkte es anfangs nicht, sondern ging, vertieft in Gedanken, her und hin. So oft er aber dem Wirthe zu nahe kam, wich dieser sorgfältig auf vier Schritte aus.

„Wollen Sie noch etwas, Herr Wirth?“ fragte der Banquier endlich.

„He ja! Ew. Gnaden wollen es doch aber ja nicht übel deuten.“

„Nicht im Geringsten. Frisch heraus mit der Sprache!“ rief der todte Gast, und streckte den Arm aus, um dem Wirth freundlich auf die Schul-

ter zu klopfen. Dieser aber verstand die Bewegung unrecht, und vermuthete das Aergste. Er mochte sich wohl gar einbilden, der Gast wolle an seinem Kopfe und Genicke den Versuch machen, den derselbe vor hundert und zweihundert Jahren schon an manchem Mädchen gemacht hatte. Drum duckte sich der bedroht Glaubende wetterschnell mit ganzem Leibe nieder, drehte sich um, nahm einen Satz, und war mit einem einzigen Sprunge zur Thür hinaus.

Herr von Hahn konnte sich, wie ärgerlich ihm dieß Betragen auch vorkommen mußte, doch des Lächelns nicht erwehren. Er hatte dieselbe wunderliche Schüchternheit an allen Hausgenossen bemerkt; sie war ihm besonders erst seit dem heutigen Morgen aufgefallen. „Hält man mich denn," sprach er bei sich selbst, „für den zweiten Doctor Faust?"

Es ward abermals an die Thür gepocht, diese nur halb und leise geöffnet, und ein martialischer Kopf mit einer Römernase und dem kräftigsten Schnurrbarte schob sich mit der Frage herein: „Bin ich hier recht? Beim Herrn von Hahn?"

„Allerdings."

Ein großer, baumstarker Mann in Policei-Livrée kam nun hinter der Thür hervor in's Zimmer: „Der Herr Amtsbürgermeister läßt Ihro Gnaden bitten, sich auf einige Augenblicke zu ihm zu verfügen."

„Verfügen? Das klingt etwas policeimäßig. Wo wohnt er?“

„Am Ende der Straße, gnädiger Herr, im großen Eckhause mit dem Balcon. Ich werde die Ehre haben, Sie hinzuführen.“

„Nun, das wäre eben nicht nöthig, guter Freund. Ich liebe weder militärische noch policeiliche Escorten.“

„Der Herr Amtsbürgermeister hat es so befohlen.“

„Gut, und Ihr gehorcht unbedingt. Nicht so, Ihr seyd Soldat gewesen?“

„Beim dritten Husarenregiment.“

„Aus welchem Treffen habt Ihr die schöne Narbe da auf der Stirn?“

„Hm, gnädiger Herr, aus einem Treffen mit Cameraden um ein hübsches Mädchen.“

„Da wird Eure Frau die Narbe nicht gern sehen, falls sie nicht selbst das hübsche Mädchen war.“

„Ich habe keine Frau.“

„Nun, gleichviel, also ein Liebchen. Denn wer solche Ehrennarbe für das schöne Geschlecht zur Schau trägt, der bleibt nicht unempfindlich. Aber nicht so? Eure Auserwählte wird jetzt, wenn sie um Alles weiß, etwas widerspenstig seyn?“

Der Schnurrbart runzelte die Stirn. Den Frager belustigte, in den Mienen des Helden eine Art Bestätigung seiner Vermuthungen zu lesen, und er fuhr daher fort: „Ihr müßt nur nicht den Muth verlieren. Gerade mit Eurer Narbe bringt Ihr

Eurer Geliebten den Beweis, was Ihr für einen einzigen Blick ihrer großen, schwarzen Augen, ja für eine einzige Locke ihrer braunen Haare wagen würdet."

Der Policeibediente verfärbte sich, und riß die Augen weit auf. „Ihro Gnaden," stammelte er, „kennen Sie das Mädchen schon?"

„Warum nicht? Ist's doch geradezu das niedlichste Kind in der ganzen Stadt! versetzte Herr von Hahn lächelnd, den es kitzelte, durch zufälliges, dreistes Forschen die Liebeshändel der Policei so schnell zu errathen. Den Policeibedienten aber kitzelten die Fragen gar nicht; besonders däuchte ihm das schalkhafte Lächeln des bleichen, todtenhaften Antlitzes etwas Gräßliches, Höllisch-Boshaftes zu haben.

„Ihro Gnaden kennen sie schon? Wie ist das möglich? Seit gestern erst sind Sie in der Stadt? Ich habe die Hausthür der Putzmacherinn mit keinem Auge verlassen, und war ich nicht da, so hatte ein Anderer Acht. Sichtbarer Weise kamen Sie nicht in's Haus."

„Guter Freund, ein artiges Mädchen ist leicht zu kennen, und die Häuser haben auch Hinterthüren."

Der Schnurrbart stand mit verblüfftem Gesichte da, weil er sich in der That einer Hinterthür erinnern mochte. Herr von Hahn dagegen ward durch die Verlegenheit des Policeimanns immer muthwilliger, und legte es darauf an, ihn ein wenig eifersüchtig zu machen. „Also sie spielt nun,"

sagte er, „die Spröde gegen Eure Zärtlichkeiten? Dacht' ich's doch! die Narbe!"

„Nein, gnädiger Herr, nicht die Narbe! Nichts für ungut, Sie selbst!"

„Was, ich? Laßt Euch das nicht von mir träumen. Pfui, Ihr seyd doch nicht schon eifersüchtig? Machen wir Beide einen Bund mit einander, versteht mich wohl...."

„Ich verstehe nur zu gut. Daraus wird dießmal nichts! Gott bewahre mich!"

„Ihr führet mich bei Eurer jungen Putzmacherinn ein, und ich versöhne sie mit Eurer Narbe."

Der Policeibediente machte eine Bewegung, als ginge ihm ein Schauer über den Leib. Dann lud er mit trockener Amtsmiene den Herrn von Hahn ein, ihm zum Bürgermeister zu folgen.

„Ich werde kommen; aber Eure Begleitung durch die Stadt verbitt' ich mir."

„Ich habe Befehl so."

„Und ich befehle das Gegentheil. Also geht und meldet's dem Herrn Bürgermeister. Macht Ihr die geringsten Umstände, so zählet keinen Augenblick mehr auf Euer Mädchen!"

„Herr, um Gotteswillen!" sagte der ehrliche Schnurrbart in großer Beklemmung: „Ich gehorche. Aber lassen Sie, gnädiger Herr, um Gotteswillen das unschuldige Blut am Leben!"

„Ich hoffe, Ihr traut mir doch nicht zu, ich werde Euch das Mädchen aus purer Liebe fressen?"

„Ihr Ehrenwort, gnädiger Herr, Sie verscho-

nen das arme Kind; dann will ich für Sie thun, was Sie befehlen, und sollten Sie meinen eigenen Tod begehren."

„Seyd ruhig. Ich geb' Euch gern mein Ehrenwort, das artige Mädchen am Leben zu lassen. Aber sagt mir, wie springt Eure Furcht gleich zum ärgsten Stück über? Wer in aller Welt will denn einem schönen Kinde gleich an's Leben?"

„Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, gnädiger Herr. Ich bin zufrieden. Was kann Ihnen auch daran liegen, dem guten Kätherle das Genick umzudrehen? Ich gehe, und lasse Sie allein gehen. Auch die Hölle muß Wort halten."

Mit diesen Worten war der arme Mensch zur Thür hinaus. Er hörte hinter sich den todten Gast laut lachen. Das Lachen drang ihm schneidend durch die Ohren. Es kam ihm wie ein Hohngelächter des Satans vor. Er lief zum Amtsbürgermeister, und erzählte zum Erstaunen desselben seine ganze Geschichte.

Das Verhör.

Herr von Hahn nahm Hut und Stock, und ging. Noch mußte er heimlich über die Herzensangst des Policeibedienten lächeln, dessen Eifersucht er erregt zu haben glaubte.

Er bemerkte bald, wie er über die Straße ging, daß er in einer kleinen Stadt sey, wo man jeden Fremden wie ein Wunderthier angafft, und

mit Begrüßtwerden und Wiedergrüßen im Jahre ein Dutzend Hüte auf dem Kopfe verdirbt. Wo er ging, rechts und links, wich man ihm höflich aus, mit tiefer Verbeugung. Schon von weitem zogen die ihm Begegnenden Hüte und Mützen tief ab. Keinem Könige konnte mit mehr Ehrfurcht begegnet werden. Rechts und links in den Häusern, wo er vorüberkam, sah er hinter den ungeöffneten Fenstern eine Menge neugieriger Köpfe durch die Glasscheiben nach ihm schauend.

Das Aergste aber widerfuhr ihm, als er dem bezeichneten Eckhause mit dem Balcon näher kam. Unweit dem Hause befand sich auf dem Platze ein Brunnen, der aus sieben Röhren sein Wasser in ein weites Steinbeken goß. Um den Brunnen stand eine Schaar Mägde mit Eimern und Zübern, emsig plaudernd. Einige schabten Fische, andere wuschen Salat, andere setzten ihren leeren Eimer unter die Röhre, andere trugen ihn schon gefüllt auf dem Kopfe. Herr von Hahn, wegen der Wohnung des Bürgermeisters sicherer zu seyn, trat seitwärts, um eine dieser geschäftigen Mägde zu fragen, die ihn in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung anfangs nicht bemerkt hatten. Wie er aber den Mund öffnete, und Alle jetzt die Augen nach ihm wandten — hilf heiliger Himmel! welch ein Zetergeschrei, welch' eine Verwirrung! Alle prallten mit Entsetzen aus einander. Die Eine ließ die Fische in das Wasserbecken fahren, die Andere schüttete den gewaschenen Salat auf den

Erdboden, der Dritten stürzte der Wassereimer vom Kopfe, daß sie wie eine Gebadete troff. Alle rannten bleich und athemlos davon. Nur eine Alte, deren Fußwerk nicht mehr gehorchen mochte, drängte sich mit dem Rücken hinterwärts gegen den hohen Brunnenpfeiler, als wollte sie ihn umstürzen, schlug mit der dürren Hand vor sich Kreuze über Kreuze, sperrte die Lippen von einander, und stierte ihn mit Augen der Verzweiflung auf eine stechende Weise an, während ihr Haar auf dem Kopfe emporstieg. So sieht man eine vom Hund angebellte Katze, den krummen Rücken ganz in sich hineingezogen, das Haar gesträubt, das Maul offen, mit durchbohrenden Blicken jeder Bewegung des Bellenden folgen.

Verdrießlich über die närrischen Leute wandte Herr von Hahn sich ab, und ging geradezu in das Haus mit dem Balcon. Er war am rechten Orte. Der Bürgermeister, ein kleiner, feiner, gewandter Mann, empfing ihn sehr artig oben an der Treppe, und führte ihn in's Zimmer.

„Sie haben mich zu sich rufen lassen," sagte Herr von Hahn, „und in der That, ich komme gern, denn ich hoffe, bei Ihnen mir Räthsel lösen zu können. Ich bin erst seit gestern in Ihrer Stadt, und gestehe, hier habe ich schon mehr Abentheuer erlebt, als sonst auf allen Reisen."

„Ich glaub' es!" sagte lächelnd der Bürgermeister: Ich habe davon gehört, und einigemal sogar das Unglaubliche. Sie sind der Herr von

Hahn, Sohn des Banquiers aus der Hauptstadt; haben Verbindungen mit dem hiesigen Hause Bantes; kamen, weil Fräulein Bantes ....

„Richtig Alles. Soll ich mich bei Ihnen legitimiren, Herr Bürgermeister?" Herr von Hahn zog bei diesen Worten einige Papiere aus der Brieftasche. Der Bürgermeister lehnte es nicht ab, sie flüchtig zu durchsehen, gab sie aber mit den verbindlichsten Aeußerungen seiner Zufriedenheit gleich zurück.

„Ich habe Ihnen nun Alles gesagt und beurkundet, Herr Bürgermeister, worüber Sie irgend von mir Auskunft begehren können. Nun bitte ich hingegen Sie um Auskunft über allerlei Seltsamkeiten Ihrer Stadt. Herbesheim liegt doch nicht so gar weit von der übrigen Welt getrennt, es werden doch zuweilen auch Fremde hieher kommen; wie geht's nun zu, daß man mich ...."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr von Hahn. Sie sollen Alles erfahren, wenn Sie die Güte haben, mir ein Paar Fragen zu beantworten."

„Ich stehe zu Befehl."

„Zahlen sie einstweilen meine Fragen nur auch zu den Seltsamkeiten von Herbesheim, die Ihnen aufstießen; hintennach werden Sie den Grund davon ohne Mühe sehen. Kleiden Sie sich gewöhnlich schwarz?"

„Ich bin in Trauer um eine meiner Tanten."

„Waren Sie schon in Herbesheim?"

„Nie.“

„Haben Sie früher schon Bekanntschaft mit Personen aus dieser Stadt gehabt, oder zufällig etwas von den Geschichten dieser Stadt, nämlich von alten Geschichten, Mährchen, Volkssagen der Herbesheimer gelesen oder gehört?“

„Ich kannte persönlich Niemanden von Herbesheim, und wußte von dieser Stadt nichts, als daß hier das Haus Bantes sey, und daß Fräulein Bantes ein äußerst liebenswürdiges Frauenzimmer wäre, was ich nun mit Vergnügen bestätigen will.“

„Haben Sie vielleicht nie ein Geschichtchen vom todten Gaste der Herbesheimer gelesen, oder davon gehört?“

„Ich wiederhole es, die Historie von Herbesheim, zumal die alte — ich muß es zu meiner Schande sagen, Herr Bürgermeister —, ist mir so fremd, wie die Historie des Königreichs Siam und Pegu.“

„Nun, Herr von Hahn, und Ihre Abentheuer bei uns, die ich mehr vermuthe als kenne, stammen in gerader Linie aus unsern hiesigen alten Geschichten her.“

„Wie komme ich mit Ihren alten Geschichten zusammen? Dergleichen ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Sagen Sie doch.“

Der Bürgermeister lächelte und erwiederte: „Man hält Sie für den todten Gast, für ein Gespenst aus unsern Volksmährchen; und wie spaß-

haft mir auch die lächerliche Einbildung unserer Spießbürger ist, kann ich doch — Sie nehmen mir Offenheit nicht übel — selbst meine Verwunderung nicht bergen, wie Sie mit dem Helden aus unserer Herbesheimer Schreckenshistorie eine ganz eigene Aehnlichkeit haben. Vorausgesetzt, Sie haben mit mir nicht etwa einen allfälligen Scherz fortsetzen wollen, und wissen durchaus nichts von der Geschichte des todten Gastes, so will ich sie Ihnen so erzählen, wie ich sie mir habe von Mehrern erzählen lassen."

Herr von Hahn gab die lebhaftesten Aeußerungen seiner Neugier. Der Bürgermeister sagte: „Es ist wohl das erstemal, daß man ein Ammenmährchen ganz officiel vorträgt." Und nun hob er lachend die Erzählung vom todten Gaste an.

„Jetzt erklär' ich mir alles!" sagte lachend Herr von Hahn, als die Geschichte beendet war: „Den schönen Herbesheimerinnen ist um ihre Hälse bange."

„Scherz beiseite, Herr von Hahn, mir ist noch mancherlei dunkel. Ich glaube zwar auch an die buntesten Spiele des Zufalls, aber hier spielt dieser launenhafte Schicksalsgott fast zu grob, als daß ich nicht wirklich einen kleinen Verdacht gegen Sie fassen sollte."

„Wie, Herr Bürgermeister, Sie sind doch nicht in der Stimmung, mich für den Mann Ihrer Fabel zu halten, der Herbesheim nur alle

hundert Jahre besucht, um arme Täubchen zu schlachten?"

„Das wohl nicht. Aber etwas von dem Gespenstermährchen könnten Sie doch zufällig gehört, und Ihre Gestalt benutzt haben, um sich an dem Schrecken unserer leichtgläubigen Schönen zu belustigen. Warum, zum Beispiel, wählten Sie eben den ersten Adventssonntag zu Ihrer Ankunft, und eben den Augenblick des ärgsten Sturms und Regens, wenn Sie nichts gewußt hätten von der Fabel?"

„Sie haben Recht, Herr Bürgermeister, er ist auffallend, dieser Zufall; er überrascht mich selbst. Indessen darf ich Sie versichern, daß ich im Kalender so unbelesen bin, daß ich eben jetzt erst das Vergnügen habe, zu erfahren, ich sey am ersten Advent hergekommen. Auch kann ich mit einem Eide betheuern, daß ich den Regen vom Himmel gar nicht bestellt hatte, umgekehrt, ich hätte ihn gern abbestellt, weil das Wetter mir sehr übel zuschlug."

„Wie aber, Herr von Hahn, erklären Sie mir den Griff, welchen Sie diesen Morgen so schalkhaft nach dem Nacken Ihres Wirthes machten? Wußten Sie nichts von unserm Gaste und seinem berühmten Griff?"

Herr von Hahn lachte hell auf: „Aha, darum duckte sich der arme Teufel tief unter mir weg! Der Wirth hielt meine unschuldige Handbewegung

— ich wollte ihm auf die Schulter klopfen — für verdächtig."

„Noch Eins, Herr von Hahn. Kennen Sie die Jungfer Wiesel?"

„Manche Wiesel, Herr Bürgermeister, aber keine Jungfer dieses schönen Namens."

„Man will doch behaupten, Sie seyen mit ihr, und sogar bis auf die Hinterthür, bekannt."

„Hinterthür der Jungfer Wiesel? O, nun versteh' ich. An der Hinterthür erkenn' ich jetzt die Abgöttinn Ihres Policeidieners. Nun werden mir auch die Reden und Bitten dieses Menschen erst klar."

„Noch Eins, Herr von Hahn. Sie werden bemerken, daß ich von allen Ihren Schritten unterrichtet bin, und die geheime Policei von Herbesheim der besten von Paris aus den Zeiten der Spionenmeister Fouché und Savary nichts nachgibt. Wenn ich mir nun im Nothfall auch alles Bisherige sehr natürlich erklären kann, ohne Sie in Verdacht zu haben, unser frommes Völkchen hier durch absichtliches Spielen der Todten-Gast-Rolle ängstigen zu wollen — muß ich doch eine Frage noch thun. Wenn Sie diese Rolle wirklich nicht spielen konnten oder wollten, sagen Sie mir denn — und diese Frage richte ich weniger aus mir selbst, als für Jemand anders, an Sie — wie war es möglich, daß Sie mit Fräulein Bantes, welches Sie vorher nicht kannten, diesen Morgen binnen wenigen Minuten, binnen einer

Viertelstunde so jählings, so innig vertraut wurden, daß Sie — daß Sie das Fräulein — ich weiß nicht, wie ich sagen soll . . . . .

„Also auch das schon haben Sie erfahren?" sagte der Herr von Hahn ganz betroffen, und über das bleiche, doch lebhafte Gesicht verbreitete sich eine Röthe, die dem Scharfblick des Bürgermeisters nicht entging.

„Ich bitte Sie noch einmal wegen meiner Neugier um Verzeihung!" setzte der Bürgermeister hinzu: „Sie wissen ja, Policeibeamte und Aerzte haben das Vorrecht, indiscrete Fragen zu thun. Und bekannt ist Ihnen, daß der todte Gast ganz besonders im Rufe steht, Frauenzimmer wetterschnell zu bezaubern; eine Kunst, die ich Ihnen übrigens gern zutraue, ohne Sie für todt zu halten."

Herr von Hahn schwieg ein Weilchen; endlich sagte er: „Herr Bürgermeister, ich fange bald an, mich vor Ihnen mehr zu fürchten, als sich Ihre ganze löbliche Bürgerschaft vor meinem schwarzen Rock fürchten kann. Ihnen müssen die Wände ausplaudern können; denn ich war diesen Morgen mit dem liebenswürdigen Fräulein Bantes nur eine kurze Zeit allein, wenn sie mit dem Worte Vertrautwerden darauf anspielen. Erlauben Sie mir aber, eben über diesen Punkt zu schweigen. Entweder Ihre Wände haben Ihnen den Inhalt meiner Unterredung ausgeplaudert, dann kennen Sie ihn; oder nicht: dann geziemt

es mir nicht, darüber den Vorhang wegzuziehen, falls Fräulein Bantes es nicht mit eigener Hand thun will."

Der Bürgermeister zeigte mit einer sanften Neigung des Hauptes an, daß er nicht weiter in ihn dringen wolle, sondern wandte das Gespräch: „Bleiben Sie noch lange bei uns, Herr von Hahn?"

„Ich reise schon morgen wieder ab. Meine Geschäfte sind hier beendigt, und wahrhaftig, es ist doch auch gar zu unlustig, den Poltergeist spielen zu müssen. Der Zufall hat wohl noch keinen Sterblichen übler mißhandelt, als mich, daß ich gerade auserwählt seyn mußte, dem todten Gaste Ihrer hundertjährigen Stadtsage oder Stadtchronik auf ein Haar ähnlich zu seyn."

Diese Erklärung der plötzlichen Abreise kam dem Bürgermeister sehr gelegen. Er verlor also darüber kein Wort mehr, und unterhielt sich über andere Dinge mit seinem Inquisiten. Dieser empfahl sich endlich.

Der Bürgermeister fand die Sache sonderbar. Denn für ein ungefähres Zusammentreffen der Umstände, die den angeblichen Herrn von Hahn zum todten Gaste stempeln wollten, war es im gewöhnlichen Gange der Dinge hier zu viel. Und von der andern Seite hatte sich auch gar kein Grund gezeigt, an der Redlichkeit der Aussagen des Fremden zu zweifeln. Dieß erwog der Bürgermeister her und hin, indem er zum offenen

Fenster hinaus auf die Straße sah. Er war, gleich nachdem sein Besuch aus dem Zimmer verschwunden, an dieß Fenster getreten, um zu seiner Belustigung Acht zu haben, mit welchen Augen die Leute auf der Gasse den todten Gast betrachten würden. Allein zu seiner großen Verwunderung verließ dieser das Haus nicht. Er wartete noch lange; es verging fast eine Viertelstunde, und er wartete vergebens. Er zog die Klingel. Der Bediente kam, und ward vom Bürgermeister befragt. Der Bediente schwur, seit einer Stunde unter dem Balcon vor der Hausthür gestanden, aber keinen Herrn in schwarzer Kleidung gesehen zu haben.

Der Bediente ward entlassen. „Das sieht mir doch etwas gespenstisch aus!" brummte der Bürgermeister verlegen lächelnd vor sich hin, und lag wieder im Fenster. Nach einiger Zeit trat der Bediente ungerufen herein und meldete, das Kammermädchen sitze todtenblaß und weinend in der Küche, und erzähle, der todte Gast sey beim Fräulein Tochter des Herrn Bürgermeisters. Das Fräulein thue mit der schrecklichen Gestalt sehr bekannt; der Unbekannte habe dem Fräulein ein Paar prächtige Armbänder überreicht, und dazu etwas leise mit dem Fräulein gesprochen. Das Kammermädchen habe zwar Alles gesehen, aber nichts verstanden; es sey auch vom Fräulein sogleich aus dem Zimmer fortgeschickt worden.

Der Bürgermeister lachte zuerst; dann ver-

ging ihm bei den Armbändern, bei dem Leisemiteinanderreden, bei dem Fortschicken des Kammermädchens, alle Neigung zum Lachen. Er hieß den Bedienten ärgerlich sich fortmachen. „Armbänder? Flüstern mit meinem Minchen? Woher kennt er sie? Jesus Maria! Wie wird das Mädchen mit dem Manne so schnell vertraut? Wahrhaftig, der legt's darauf an, den todten Gast zu machen.“ So sprach er bei sich. Bald lief er zur Stubenthür, öffnete und wollte hinaus, um seine Tochter und den Fremden zu überraschen; bald schämte er sich seines keimenden Aberglaubens, und legte seiner Aengstlichkeit Zaum und Gebiß an. Darüber verging eine Viertelstunde. Endlich ward ihm die Zeit zu lang. Er ging zu seiner Tochter, deren Zimmer nicht weit vom seinigen entfernt war. Sie saß am Fenster allein, und betrachtete die köstlichen Armbänder.

„Was hast du da, Minchen?“ fragte er mit ungewisser Stimme.

Minchen antwortete ganz unbefangen: „Ein Geschenk des Herrn von Hahn für Riekchen Bantes. Er reist morgen früh ab, und hat seine Gründe, selbst nicht mehr in das Haus des Herrn Bantes zu gehen. Er ist mir unbegreiflich. Bräutigam, und schon wieder davon reisen! Nun soll ich's ihr geben.“

„Und woher kennst du ihn, oder er dich?“

„Als ich diesen Morgen bei Riekchen und ihrer Mutter war, machten wir Bekanntschaft. Es

durchschauerte mich, als ich ihn zum erstenmal sah. Der leibhafte todte Gast! Aber er ist ein sehr guter Mensch. Wie er von Ihnen ging, Papa, trat ich eben aus meinem Zimmer. Wir erkannten uns, und er brachte sogleich sein Gesuch an."

Minchen erzählte dieß so unbefangen, daß dem Bürgermeister, bis auf Nebensachen, Alles klar ward. Doch folgenden Morgens mußte der Policeidiener sogleich nachspüren, ob der Fremde wirklich, seinem Worte gemäß, abgereist sey.

Neuer Schrecken.

Der Bürgermeister, durchaus ein Mann ohne Vorurtheil und Aberglauben, hatte eine etwas schlaflose Nacht gehabt. In der Nacht aber, beim Monden- oder Sternenschein, oder beim Mangel alles Lichtes, hat nicht nur die Gestaltung der äußern Welt ein anderes Aussehen, sondern auch die innere Welt des Menschen. Man ist religiöser, zum Glauben an Ungewöhnliches, Seltsames, Abentheuerliches und Wunderhaftes geneigter, was auch die altkluge Vernunft dagegen einzuwenden habe. Die Vernunft ist die Tagessonne des Gemüthes, Alles wird hell und klar durch ihren Schein; der Glaube des Gefühls und der Phantasie ist der nächtliche Mond des Gemüths, Alles wird in dessen zweifelhaftem Schimmern und zauberhaftem Helldunkel fremdartig. — Durchlief der Bürgermeister nun die ganze Geschichte, mit der sich die Stadt vom tod-

ten Gaste trug, und verglich damit Zeit und Stunde, in welcher der Herr von Hahn erschien, seine Gestalt, sein bleiches Gesicht, seine Kleidertracht, seine verschwenderischen Geschenke, sein schnelles Vertrautwerden mit Bräuten — denn auch Minchen war auf dem Sprunge, versprochen zu werden, und das Geschichtchen von der Jungfer Wiesel hatte in der That etwas Verdächtiges — so mußte das alles wenigstens auffallen. Jungfer Wiesel hatte dem Policeidiener wirklich noch am Abend gestanden, der schwarze Gast sey bei ihr im Putzladen gewesen, und habe eine Kleinigkeit gekauft; doch erst wenige Stunden vor Ankunft des Policeidieners, in der Abenddämmerung, sey er erschienen, und nie vorher; noch weniger wollte sie von der berüchtigten Hinterthür etwas wissen. Dieß hatte der Bürgermeister von seinem Policeidiener wieder vernommen, und es machte ihm allerlei sonderbare Gedanken.

Für einen bloßen Spaßvogel konnte er den schwarzen, langen Herrn unmöglich halten; dazu sah er zu ernsthaft aus. Auch waren seine Geschenke viel zu kostbar gewesen, als daß er bloß einen Scherz mit den lieben Herbesheimern getrieben haben sollte. Herr Bantes, sonst ein Todfeind alles Aberglaubens, hatte dem Bürgermeister so viel Seltsames erzählt und geklagt, daß dieser allerdings eine unruhige Nacht haben konnte, indem er das Für und Wider in seinem Kopf umherwarf.

Ehe noch der Policeidiener zum Kreuze kam, erzählten ihm schon die Leute auf der Straße, daß der todte Gast und sein Diener Knall und Fall verschwunden seyen, man wisse nicht, wohin. Er habe weder Wagen noch Pferde, noch Extrapost genommen, sey zu keinem Stadtthore hinaus, und doch nirgends zu finden. Dieß bestätigte auch die Aussage des Kreuzwirthes, der den Policeimann in das Zimmer führte, wo der angebliche Herr von Hahn gewohnt hatte. Da war noch Alles in der besten Ordnung, als hätte Niemand darin gewohnt; die Betten standen unangetastet, die Stühle an ihrem Ort; kein Koffer, kein Kleid, kein Bändchen, kein Stückchen Papier — nichts Hinterlassenes, keine Spur! Nur auf dem Tische lag die volle Zahlung des Wirthes in harten Thalern, die er aber wohlweislich nicht anrühren mochte.

„Nehme das Teufelsgeld, wer will!" sagte der Kreuzwirth: „man weiß ja, dabei ist kein Segen. Leg' ich's in meine Truhe, wird es mir zu stinkendem Unflat. Ich will es den Armen im Stadtspital schenken, aber ich mag es einmal nicht." Er übergab die harten Thaler dem Policeidiener, der sie dem Spitalpfleger bringen mußte.

Das Gerücht vom plötzlichen Verschwinden des todten Gastes war mit allen Nebenumständen sogleich durch ganz Herbesheim verbreitet. Auch Herr und Frau Bantes, da sie kaum das Bett verlassen hatten, vernahmen es von ihren Mäg-

den, bald auch von dem Buchhalter und Kassierer.

„Wunderbar!“ sagte Herr Bantes zu seiner Frau: „Nun, was sagst Du denn dazu? Ich freue mich, daß er fort ist. Du wirst doch glauben, daß es da nicht ganz mit rechten Dingen zuging? Ich sage Dir, das war mir nimmermehr der Sohn meines alten Freundes Hahn. Wer hätte jemals an so tolle Mährchen, an solchen Unsinn und dergleichen glauben sollen, wenn man nicht mit leiblichen Augen Zeuge gewesen wäre!“

Frau Bantes brachte gegen die Aussagen der Mägde und des Buchhalters einige bescheidene Zweifel vor. Man schickte den Kassierer zum Kreuzwirth; aber auch dieser kam bald mit der vollen Bestätigung zurück. Frau Bantes lächelte befremdet zu dem allem, und wußte nichts mehr zu erwiedern. Sie meinte nur, das müsse sich noch anders aufklären, denn ihren gesunden Verstand wolle sie doch nicht bei dieser Geschichte preisgeben.

Plötzlich fuhr Vater Bantes mit wahrhaftem Todesschrecken auf, und er ward so blaß, daß Frau Bantes für ihn zu zittern anfing. Denn lange konnte oder wollte er nicht reden.

Endlich rief er mit einer matten, ungewissen Stimme: „Mutter, ist das Eine wahr, so könnte auch das Andere wahr seyn.“

— „Was denn, um Gotteswillen?“

„Glaubst Du, Friederike schlafe noch? Wir

sind doch schon lange wach gewesen in unsern Betten, hast Du denn von ihr im Nebenzimmer auch nur den geringsten Ton, nur einen Fußtritt, nur das Rücken eines Stuhls gehört?"

— „Rede doch, Papa, Du wirst doch nicht argwohnen, das Kind sey ....."

„Aber wenn das Eine wahr ist, kann auch das Andere — es wäre doch entsetzlich! Mama, ich habe nicht den Muth, nachzusehen."

— „Wie denn? Glaubst Du, sie sey ....."

„Nun ja, den Kopf im Nacken!"

Mit diesen Worten sprang der Alte, von den schwersten Ahnungen gefoltert, zu Friederikens Schlafcabinett. Aengstlich trippelte Frau Bantes ihm nach. Er legte seine zitternde Hand an das Schloß der Thür; er öffnete diese leise; er wagte kaum zu athmen, und da ihm keine Stimme entgegen tönte, getraute er sich lange nicht, zum Bett hinzublicken. „Sieh Du hin, Mama," sprach er, und war in ängstlicher Beklemmung.

„Sie schläft ja sanft!" sagte Frau Bantes. Er richtete die Augen dahin. Da lag Friederike harmlos im Bette, das zarte Gesicht mit den vom Morgenschlummer geschlossenen Augen noch an der gehörigen Stelle. „Aber lebt sie?" fragte Herr Bantes, und hielt mißtrauisch das Steigen und Fallen der athmenden Brust seines Kindes für eine Täuschung der Augen. Erst wie er ihre warme Hand berührte, ward ihm wohl, und noch mehr, als sie, davon erwachend, ihre Augen aufschlug,

und ihr Erstes nun ein freundliches, doch verwunderungsvolles Lächeln war. Die Mama erklärte ihr nun den Besuch, und erzählte ihr das geheimnißvolle Verschwinden des Herrn von Hahn und die daraus entstandene, neue Angst des Papa. Und allesammt waren sie nun zufrieden und fröhlich.

Ende gut, Alles gut.

Noch zufriedener und fröhlicher aber wurden sie, da allesammt an demselben Tage des Abends beim Nachtessen saßen, und ein Wagen rasch durch die Straße rollte, und plötzlich vor dem Hause hielt. Friederike, horchend, sprang auf und rief: „Waldrich!" — Er war's. Alles eilte ihm entgegen. Vater Bantes schloß ihn zum Willkommen herzlicher, denn jemals, in seine Arme. — Da hatte man sich nun tausend Dinge zu fragen, und zu antworten, und wieder zu fragen. Vater Bantes machte endlich dem Lärmen ein Ende, und pflanzte den Commandanten auf den gewohnten Platz zu sich an den Tisch. Da aber ging das lebhafte, freudige Geschwätz von neuem an. „Und denken Sie nur," rief Herr Bantes, „denken Sie nur, Schätzchen, Hauptmännchen, wir haben den Teufelskerl, den todten Gast und dergleichen leibhaftig in Herbesheim, leibhaftig im Hause hier gehabt. Was sagen Sie dazu? Ja, was sagen Sie dazu, er hatte schon wieder seine drei Bräute binnen kaum vierundzwanzig Stunden aufgefischt;

da war voran das Mädchen Friederike dort, dann Bürgermeisters Minchen, und zum Dritten die Jungfer Wiesel bei der Putzmacherinn. Wir haben uns hier Alle in der Stadt gefürchtet, wie die kleinen Kinder und dergleichen."

Der Commandant lachte hell auf, und sagte: „Ich aber habe mit ihm heut im Posthause zu Odernberg zu Mittag gespeist. Sie werden doch den Herrn von Hahn meinen, denk' ich, und keinen Andern?"

Herr Bantes lächelte ärgerlich: „Herr von Hahn hin, Herr von Hahn her! Sey er gewesen wer er wolle, er war der todte Gast, wie er leibt und lebt, und der bekommt meine Friederike nicht, auch wenn's der Herr von Hahn wäre und dergleichen. Denn ich möchte nicht erleben, daß ich einen kalten Schauer bekäme, so oft ich meinen Schwiegersohn erblicken würde. Ist es der Sohn meines Freundes wirklich gewesen, desto schlimmer für ihn, denn er sah bestimmt aus, wie Sie den todten Gast beschrieben haben."

„Ah!" rief der Hauptmann: „daran ist er sehr unschuldig. Als ich jenen Abend die alte Sage vom todten Gaste in der Wintergesellschaft erzählen mußte, und sein Aeußeres beschreiben sollte, fand ich in der Eile zu meiner Figur kein Original, als eben unsern Herrn von Hahn. Der gerade fiel mir ein, weil er mir eben damals doppelt zuwider war. Als ich mit meiner Compagnie nach Herbesheim verlegt, und auf dem Mar-

hierher nur wenige Meilen von der Residenz entfernt war, machte ich unterwegs einen kleinen Abstecher dahin. An der Wirthstafel im König von Portugal fiel mir unter vielen Gästen, die da zu Mittag speisten, die über Gebühr lange Gestalt des Herrn von Hahn auf, welche um eine Kopflänge über alle Sterblichen hinwegragte, zugleich sein schwarzes Haar, sein erdfahles Gesicht, und die schwarze Kleidung dazu, die er als Trauer um eine reiche Tante trug, die er beerbte. Ich vernahm, er sey der Sohn des berühmten Banquiers. Er war mir damals sehr gleichgültig, aber ich konnte doch die Gestalt nicht vergessen; und noch weniger vergessen konnte ich sie, da er mir aufhörte, gleichgültig zu seyn, weil er — Sie erlauben mir doch, es zu sagen? — weil er um Fräulein Friederiken warb."

„Donner!" rief Herr Bantes lachend aus, und rieb sich, und klopfte sich die Stirn: „Phantasiestreich eines Nebenbuhlers! Weiter nichts! Daß das Keinem in Sinn kommen mußte, selbst dem allwissenden, klugen Bürgermeister und seiner Policei nicht! Hätte ich nicht, sobald ich den Herrn von Hahn sah, gleich darauf fallen sollen, daß der schelmische Commandant ihn wahrscheinlich gekannt, und aus ihm den todten Gast geschnitzelt habe? Wir Alten bleiben doch einfältige Kinder und dergleichen bis in's graue Haar. — Aber, Herr Commandant, Sie sind an fatalen Geschichten Schuld. Der junge Hahn wird entsetzlich auf-

gebracht seyn; wird wettern und fluchen, wie man ihn hier behandelt habe; wird mich einen alten Hans Kaspar heißen und dergleichen."

„Nichts weniger, Papa, als das!" — sagte Waldrich: „Vielmehr, er ist sehr mit der Wendung der Dinge und dem Gange des Schicksals zufrieden. Freundlich empfiehlt er sich durch mich Ihnen, der Mama und Fräulein Friederiken. Er und ich sind heute wirkliche Freunde geworden. Denn wir haben uns einander alle Geheimnisse der Herzen gebeichtet. Anfangs, da wir Beide allein bei Tische saßen, und unsere Suppe verzehrten, ging es unter uns etwas trocken zu. Er war finster und still, ob er mich gleich nicht kannte. Ich war finster und still, eben weil ich ihn kannte, und glaubte, er sey auf der Bräutigamsfahrt nach Herbesheim. Zufällig, als wir aus Höflichkeit einige Worte über Tische wechselten, vernahm ich nun, daß er von Herbesheim komme, und heimreise. Da brannte mich eine verzeihliche Neugier, mehr zu erfahren. Natürlich konnte ich nun nicht läugnen, ich sey in Herbesheim wohlbekannt, sey der Stadtcommandant." „Aha!" rief er lachend, und reichte mir über den Tisch die Hand: „Mein glücklicher Nebenbuhler, dem ich für sein Glück noch dankbar seyn muß!" — „Da war die Bekanntschaft gemacht, und die Offenherzigkeit an der Tagesordnung. Denken Sie, Papa, er behauptete, Fräulein Friederike selbst habe ihm erklärt, sie sey schon mit mir versprochen, und habe

ihn gebeten, sie und mich nicht unglücklich zu machen. Und er hingegen habe dem Fräulein die Hand geküßt, und gesagt: er habe zwar unbedingt dem Willen seines alten Vaters gehorchen, nach Herbesheim reisen, und um das Fräulein werben müssen; doch sey es ihm damit nur halber Ernst und in ihm sogar Hoffnung gewesen, Alles durch sein Betragen rückgängig zu machen. Denn er habe schon in der Residenz eine geheime Liebe, die Tochter eines dortigen Professors, der aber außer seinen Geistesschätzen wenig irdische besitze, was dem alten Banquier Hahn ein Aerger und Gräuel sey. Der alte Herr habe ihm also, unter Strafe der Enterbung, alle Gedanken an das arme Professormädchen untersagt; der junge Herr habe seiner Geliebten Treue gelobt, und sey fest entschlossen, sie nach dem Tode seines Vaters dennoch zu heirathen."

„Was?" rief Herr Bantes erstaunt: „Und du, Friederike, hast das alles von ihm selbst gewußt? — Kinder, es will mir zu Sinnen kommen, ihr habet mich Alle zum Besten. Warum hast du mir davon keine Sylbe, keinen Buchstaben gesagt?"

Friederike küßte die Hand ihres Vaters, und sagte: „Besinnen Sie sich wohl, Väterchen, und machen Sie Ihrer Friederike keine Vorwürfe. Wissen Sie wohl, als ich so froh von meiner Unterhaltung mit Herrn Hahn zu Ihnen kam, und Ihnen sein Lob verkündigte, und Ihnen Alles

haarklein erzählen wollte, wie böse Sie geworden sind? Wissen Sie, wie Sie mir zu reden verboten, und mir zur Belohnung meines stummen Gehorsams versprachen, den Waldrich da drüben für Herrn von Hahn auszuwechseln? Wissen Sie noch?"

„So? Hab' ich das gethan? — Es geht doch in der Welt nichts über den Gehorsam, wenn man sich damit ein Vortheilchen machen will!"

„Mußt' ich denn nicht gehorchen? Drohten Sie nicht, die liebe Mama und mich in den Keller sperren zu wollen, wenn........"

„Ganz gut, du Plappermaul! Rücke mir nicht noch meine Sünden vor. Da du aber doch mit dem jungen Hahn, weißt du's, ohne mein Vorwissen geplappert hast, konntest du ihm nicht gleich damals sagen, welches wunderliche Vorurtheil gegen ihn aufgekommen war? Er wäre gewiß im Stande gewesen, uns sogleich anders zu belehren. Wenigstens hättest du ihm einen anständigen Grund und dergleichen sagen sollen, warum wir uns so und nicht anders gegen ihn betrugen!"

„Das hab' ich gethan. Sobald er vernahm, bei mir im Herzen sey kein Kämmerchen mehr zu vermiethen, freute er sich, und erzählte mir das gleiche Geschichtchen von seinem Herzen. Ein anständigerer Grund zur Trennung ließ sich nicht finden. Sie wissen ja, wir, Mama und ich, hatten ihn zum Essen eingeladen, allein......"

„Schweig! Commandantchen, weiter erzählt!

Er war also gar nicht zornig auf uns? Was muß er auch von uns ehrlichen Herbesheimern denken! Glaubte er nicht, wir seyen sammt und sonders am Adventstag Narren geworden und dergleichen?"

Waldrich antwortete: „Ungefähr so etwas Aehnliches glaubte er wirklich. Das Benehmen aller Leute in Herbesheim muß ihm aufgefallen seyn, denn er erzählte mir drollige Auftritte von der allgemeinen Furchtsamkeit. Als er aber durch den Amtsbürgermeister die Sage vom todten Gaste, und zugleich erfahren hatte, daß man ihm die unverdiente Ehre erweise, ihn für einen Hofcavalier des vor zweihundert Jahren hochselig verstorbenen Winterkönigs zu halten, kam ihm Alles noch toller vor, und er belustigte sich an dem Aergerniß und Schrecken weidlich, das er mit seiner Person unschuldigerweise verursacht hatte."

„Und woran Sie mit Ihrer gottlosen Erzählung" rief Friederike „allein Schuld sind, Herr Commandant; daß Sie's nur nicht vergessen! Wer wußte denn vor dem ersten Wintergesellschaftsabend, wie der todte Gast ausgesehen habe? Am folgenden Tage sagten sich's schon alle Kinder auf der Gasse wieder."

„Nun, ich war ehrlich genug, dem Herrn von Hahn meine Sünde zu bekennen, sobald mir nach einem viertelstündigen Lachen der Gebrauch der Stimme wiederkam. Daß mir närrischer Weise eben seine Figur bei der Erzählung vorgeschwebt

hatte, war verzeihlich. Doch ließ ich mir damals eher den Einsturz des Himmels, als eine solche Wirkung meiner unschuldigen Geschichte träumen. Herr von Hahn lachte aus Leibeskräften mit mir. Er erzählte mir nun dagegen, daß er, um die aufgeklärten Herbesheimer noch mehr zu ängstigen, und in ihrem frommen Glauben zu besteifen, allerlei Schwänke getrieben. Einen verliebten Poliçeidiener zu plagen, habe er dessen Braut bei einer Putzmacherinn besucht, um seinen erschrockenen Kreuzwirth noch mehr in Furcht und Erstaunen zu setzen, habe er vorgegeben, früh in's Bette gehen und am andern Tage abreisen zu wollen, habe aber in der Dunkelheit des Abends durch seinen Bedienten den Reisekoffer zum Thor hinaus tragen lassen, den Spaziergang bis zum nächsten Dorfe zu Fuße bei Mondschein gemacht, und dort bis zur nächsten Poststation Fuhre genommen, nachdem er ausgeschlafen. Genug, nicht leicht in der Welt haben zwei Menschen das unauslöschliche Gelächter der Homerischen Götter über Vulcans Geschäftigkeit im Olymp so treu nachgelacht, als wir Beide in unserm Gelächter über die Geschäftigkeit der Herbesheimer mit dem todten Gaste. Bei einer Flasche Champagner schloßen wir zwei versöhnten Nebenbuhler unsern Freundschaftsbund, und schieden später von einander, als wir anfangs dachten, da wir noch bei der Suppe gesessen hatten."

Vater Bantes schien, trotz dem, daß er zu Wald-

richs fernern Erzählungen lächelte, mit sich selbst im Kriege zu seyn. Verdruß und Frohsinn waren in seinen Mienen wunderlich vermischt zu sehen. Friederike schmeichelte ihm zärtlicher, denn sie sah wohl, was in ihm vorging, und küßte ihm die Falten von der Stirn weg, so oft die sich zeigen wollten.

„Kinder,“ sagte Herr Bantes, „da seht Ihr nun, welche Schleppe von Narrheiten und Albernheiten der *Aberglaube* hinter sich zieht. Und sogar ich alter Philosoph habe noch die Schellenkappe auffsetzen, und mittraben müssen. Möchte mich gern schämen, aber find' es doch auch lächerlich, sich seiner armen menschlichen Natur geradewegs zu schämen. Also bleibt's dabei, dünke sich Keiner hoch, fest, stark auf den Füßen, sondern sehe sich lieber vor, daß er nicht falle. Mama, laß eine Bowle Punsch machen, damit wir froh werden mit unserm Commandanten. Ich sage *Wir*, das soll heißen, nur meine Wenigkeit; denn du, Mama, hast einen vollständigen Sieg der *Aufklärung* davon getragen, und bist froh, und dir, Friederike, sieht man es auch wohl an, daß du dem Waldrich da gegenüber nicht gar bekümmert bist, denn du hast einen vollständigen Sieg für deine *Liebe* davon getragen.“

Die Mama reichte dem Commandanten mit gütigem, wahrhaft mütterlichem Lächeln die Hand und sagte: „Haben Sie das letzte Wort des Papa recht verstanden?“

„Nein,“ sagte der Commandant verlegen und erröthend, „Aber ich möchte beinahe verwegen genug werden, es zu verstehen.“

„Mama, laß eine Bowle Punsch anrichten: laß alles Geschwätz und dergleichen beiseite. Wir müssen uns die verwünschte Geschichte aus dem Gedächtnisse mit Punsch wegbeizen. — Auch der Stärkste und Muthigste, der schon mehr als ein Dutzend Kugeln um seine Ohren pfeifen hörte, hat einmal seine Reißaus-Minute; auch der Weltumsegler, der sich in den fremdesten Landen und Meeren nicht verirrte, kann einmal auf einem Spaziergange den rechten Weg verfehlen; auch die andächtigste, reinste Himmelsbraut im Kloster hat einmal einen Augenblick, wie jede Evenstochter; auch der gescheideste Mann unterm Monde hat einmal seinen Tag, wo Hans Ballhorn verständiger ist, als er.

„Fangen Sie doch an, Papa,“ sagte Friederike schmeichelnd, „und reden Sie von etwas Anderm! Zum Beispiel — fangen Sie doch von etwas Anderm an.“

— Apropos, Commandantchen, fuhr Herr Bantes fort, wissen Sie denn, daß ich Sie verkauft habe? Um den Preis, mir den todten Gast vom Halse zu schaffen, habe ich Sie da an Friederiken verkauft. Nehmen Sie's nicht übel, daß ich so mir nichts, dir nichts in Ihrer Abwesenheit über Sie disponirte. Als ehemaliger Vormund glaubte ich mir so etwas herausnehmen zu dürfen.

Da, Friederike, nimm hin. Seyd glücklich zusammen."

Beide sprangen auf und fielen ihm um den Hals.

„Halt!" rief er: „Waldrich, aber fort mit der Uniform!"

„Sie muß fort!" sagte der Commandant mit Freudenthränen in den Augen.

„Und Abschied genommen vom Militär!" Denn Friederike wohnt bei ihren Aeltern, und ich habe Sie ihr, aber nicht sie Ihnen geschenkt. Also ....."

„Morgen fordere ich den Abschied, Papa!"

„Kinder!" rief Vater Bantes, indem er sich unter den Umarmungen der jungen Leute Luft machte: „Eure Freude hat etwas Würgendes an sich; Mama, bringe den Punsch!"

Die Amazonen-Königinn.

Eine romantische Erzählung,

frei bearbeitet

nach einem Gedichte des Böhmen

Carl Egon Ebert.

Am Fuße des Bielahora wälzt ein kleiner Bach seine schaumgekrönten Wellen über zackige Felsenspitzen hin; ein schmaler Steg, nur aus einigen umgestürzten Föhren bestehend, führt in ein wildes Thal, das weder der Sonne freundliches Licht, noch des Mondes Silberkugel bescheint. Ein ewiges Halbdunkel herrscht in dieser felsigen Oede; unheimlich wird dem Wanderer zu Muthe, wenn er von Ferne dieses Thal erblickt, Schauder faßt seine Seele, wenn er, des Weges unkundig, dasselbe betreten hat, und den Ausweg aus diesen labyrinthischen Gängen nimmer finden kann.

In der Mitte dieser Kluft wölben sich tausendjährige Eichen über einer Höhle, von wunderbarem Baue. Mit seltsamen Zeichen waren die äußern Wände verziert; Zaubergestalten prangten an der Thüre, wie an dem einzigen kleinen Fenster, das im Gipfel der Höhle angebracht war. Auf der höchsten Eiche, der Höhle gerade gegenüber, saß ein großer, schwarzer Rabe; dieser drehte sich unaufhörlich im Kreise, um die Gegend von allen Seiten überschauen zu können. Endlich that sich das Fenster der Höhle langsam auf, und ein Haupt wurde an demselben sichtbar,

das verstohlen, aber neugierig mit den Augen in der Gegend herumschweifte, und dann fragend zu dem schwarzen Wächter emporblickte. Als dieser eine verneinende Bewegung machte, verschwand das Haupt, und schlug, wie es schien, höchst unmuthig das Fenster wieder zu. Der Rabe setzte seine Bewegungen auf dem Eichbaume fort, aus dem Innern der Höhle aber erklang bald ein wunderbares Geräusch, das sich zuletzt mit folgendem Gesang endete:

Czernebog! *)
Hör' mein Rufen!
Straba kniet
An den Stufen
Deines Throns!

Führe mir die kühne Maid
Sicher in der Felsen Klüfte!
Großer Gott der schwarzen Grüfte,
Führe Wlasta mir herbei.

Czernebog!
Hör' mein Rufen!
Straba kniet
An den Stufen
Deines Throns!

*) Czernebog, der schwarze Gott, ist der böhmischen Mythe zufolge der Inbegriff alles Bösen und Unheilbringenden; nur bei Nacht durfte er jedoch seinen Thron besteigen. Ewig feindlich gegenüber stand ihm Bielbog, der weiße Gott, der Inbegriff alles Guten, welcher das Scepter bei Tag führte, und stets bemüht war, den Einfluß, welchen Czernebog errungen hatte, zu vernichten.

Nach einer kleinen Weile wurde das Fenster abermals geöffnet, und das häßliche Gesicht blickte wieder zu dem Raben empor; dieser schüttelte wie das erste Mal mit seinem schwarzen Kopfe, worauf die Bewohnerinn der Höhle das Fenster noch unmuthiger zuwarf. Jetzt stieg aus dem Innern der Höhle ein schwarzer Rauch empor, zwischen welchem in Pausen der vorige Gesang lauter und stärker ertönte. Die letzten Worte wurden aber von einem dreimaligen Gekrächze des Raben unterbrochen. Sogleich erschien die Gestalt wieder oben am Fenster, blickte hoffnungsvoll nach dem Raben, der bejahend nickte, und dann, sich vom Baume aufschwingend, in den Lüften verschwand, während dessen die Bewohnerinn der Höhle das Fenster leise und behutsam verschloß.

Ueber die schon erwähnte Brücke schritt eine hohe, majestätische Jungfrau; ein weiter, grauer Mantel verhüllte die herrlichen Formen, welche nur hier und da sichtbar wurden, wenn die wilden Gesträuche neugierig das Gewand lüfteten. Ohne Furcht wanderte die Gestalt weiter, bald nach dem Gipfel der Föhren blickend, bald die an den Baumstämmen eingegrabenen Zeichen betrachtend. Zufriedenheit lag auf ihrem Gesichte, Freude wohnte in ihrer Seele, dieß bekundete das heitere Lächeln, welches sich mit jedem Schritte, den sie der Höhle näher that, verstärkte.

Jetzt stand sie vor dem Eingange; jede Hand

hätte gezittert, das Geheimniß, welches hier verborgen, zu enthüllen, die muthige Jungfrau aber zögerte keinen Augenblick, den Arm nach der Thüre auszustrecken, um sie zu öffnen.

„Wer ist draußen?" rief eine Stimme aus dem Innern der Höhle.

„Deine Magd!" antwortete die Jungfrau im Tone einer Gebieterinn; „öffne!"

„Willkommen, willkommen!" erwiederte die vorige Stimme, „doch kann ich dir jetzt nicht öffnen; die Kessel sind gefüllt, und Czernebog wartet. Poche nur siebenmal an die Pforte, und sie wird sich von selbst aufthun."

Die Jungfrau gehorchte dem Befehl; mit dem siebenten Schlag stürzte die Thüre krachend auf; die unerschütterliche Maid trat ein, und behende schloß sich die Höhle wieder.

Im fernsten Winkel saß eine häßliche Zwerginn, die Bewohnerinn der Hütte, emsig in einem Kessel rührend, aus welchem eine blaue Flamme stieg. „Willkommen, Tochter," rief die Zwerginn der Eintretenden entgegen, „willkommen zum ersten Mal in meiner Behausung. Czernebog segne dich, und erfülle deine Wünsche! — Was bringst du mir!"

„Die Nachricht von Libussa's Tode," sprach die Jungfrau; „vor einigen Stunden starb sie in meinen Armen."

„Ha!" rief die Alte, „endlich! Czernebog sey gelobt! Ich wartete schon lange auf diese Kunde."

„Straba!“ unterbrach die Jungfrau die Zauberinn, „nicht weiter! Wenn wir Freundinnen bleiben sollen, kein Wort mehr davon! Ich weiß, du hassetest diese edle Fürstinn, weil sie in den Geheimnissen der Natur erfahrener war, als du, und deine schwarzen Pläne, die nur Verderben sprühten, immer vereitelte. Libussa war fromm und gut. Segen ihrem Angedenken, Fluch ihren Feinden!“

„Thörichtes Mädchen!“ spottete die Alte, „das nicht weiß, was es spricht; von Libussa getäuscht, wie dein ganzes Vaterland. Du wähntest, eine Freundinn in dieser Fürstinn zu besitzen, unglückliche Wlasta! deine Todfeindinn war sie, die Mörderinn deines Glücks. Höre mich, und lerne es kennen, dieses gleißnerische Weib!“

Wlasta warf sich schweigend am Boden neben der Zauberinn nieder, die während der folgenden Erzählung emsig ihr Geschäft an dem Feuer fortsetzte.

„Der schönste Jüngling im ganzen Böhmenlande war einst Primislaus,“ begann Straba; „ein tapferer Ritter auf dem Gefilde des Krieges, ein muthiger Jäger in den Wäldern, ein sanfter Mann im Schooße des Friedens. Einst verirrte er sich auf der Jagd; müd und dürstend kam er vor meine Hütte, und bat um kurze Ruhe, und einen Becher Meth. Ich gewährte ihm Beides; das lange Umherstreifen hatte seine Kräfte abgespannt, er sank bald darauf in einen Schlum-

mer, während welchem ich die Gestirne um sein künftiges Schicksal befragte. Zu Glanz und hohen Ehrenstellen sah ich ihn emporsteigen; an seiner Seite ein Weib mit deinen Zügen, dich selbst!"

„Mich?" fragte Wlasta wunderbar erregt.

„Höre weiter," fuhr Straba fort. „Als der Jüngling erwachte, verbarg ich mich in einem Winkel der Hütte; seine geöffneten Augen schienen etwas zu suchen. „„Wo bist du, schönes Bild!"" rief er, „„ach, verschwunden, wie mein Traum!"" Ich trat aus meinem Versteck hervor, und fragte den schönen Jüngling, was sein Ausruf bedeute. Primislaus erzählte mir, daß er die reizendste Jungfrau im Traume erblickt habe, und daß er sterben würde, wenn er dieselbe nicht finde. Dabei beschrieb er dich gerade, wie die Gestirne mir deine Gestalt zeigten. Ich sprach ihm hierauf Muth ein, und gelobte ihm, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus zu wandern, bis ich die Ersehnte gefunden habe. Primislaus nahm dankerfüllt mein Anerbieten an, und entfernte sich aus meiner Hütte. — Ungefähr um dieselbe Zeit lernte die Herzoginn Libussa den tapfern Ritter Primislaus kennen. Ihr Herz entbrannte sogleich in Liebe für ihn, und während ich meine Wanderungen nach dir eifrig fortsetzte, gab sich die Herzoginn alle Mühe, Primislaus Liebe zu gewinnen. Lange blieb er standhaft, sein Herz treu für dich bewahrend, doch die verführerischen Lockungen der Krone und

die ebenfalls hohe Schönheit Libussa's siegten endlich über Liebe und Treue. Am Abend des Hochzeitfestes kam ich mit der Kunde, dich gefunden zu haben, nach dem Libin; die schlaue Herzoginn, mit Hilfe ihrer zauberischen Künste, wußte meine Nachricht noch vor meiner Ankunft. Zwei ihr ergebene Diener führten mich, unter dem Vorwande, Primislaus von meiner Anwesenheit zu unterrichten, in ein festes Gemach, aus dem ich erst nach einigen Monden wieder entlassen wurde. Libussa's Klugheit hatte während dieser Zeit das ihrer Liebe feindliche Hinderniß unschädlich gemacht. Aus dem Kreise deiner Familie wurdest du von bezahlten Räubern gerissen, von Libussa scheinbar gerettet, und aus Mitleid in ihre Dienste genommen. Wenn der stolze Herzog dich unter ihren Mägden erblickte, wähnte sie, verschwinde seine Neigung zu dir, und er müsse sich derselben schämen. So dachte die Falsche am sichersten der Gefahr, ihres Gemahls Liebe zu verlieren, entgehen zu können. Anders wollten es die Götter; als Primislaus dich erblickte, wachte die alte Liebe zu dir wieder auf, und nur Furcht vor der mächtigen Libussa hielt ihn ab, dir ein Herz zu bieten, das schon lange für dich brannte."

Straba schwieg; die Jungfrau aber starrte noch immer mit weit geöffneten Augen nach ihr, gleichsam als verlange sie noch mehr zu hören.

„Wie nun, Wlasta," begann endlich die Zwer-

ginn, „verdient Libussa wohl den Segen, den du vorhin über ihr Andenken aussprachst.“

„Segen?“ wiederholte Wlasta, sich vom Boden aufrichtend, „ja, Segen, den ihr Czernebog in seinem finstern Reiche bereiten mag. Was hab' ich denn der Arglistigen gethan, daß sie mich so tückisch meines Himmels beraubte! O warum hast du mir nicht bei ihren Lebzeiten das Geheimniß entdeckt, warum hast du die Heuchlerinn nicht entlarvt, als ich ihr das Vergehen noch vor die Augen halten konnte? Warum schwieg dein Mund damals? Sprich, Straba, sprich schnell, oder ich vergesse, daß ich dir schon so vieles danke!“

„Ungestümes Kind!“ antwortete die Alte, ohne sich im Geringsten in ihren Verrichtungen stören zu lassen. „Wie kannst du nur fragen, du, die besser, als jede Andere, Libussa's Ueberredungskunst und Zauberei kannte. Wodurch hätte ich meine Aussage beweisen können, und hätte ich es auch gekonnt, würde mir dennoch Niemand geglaubt haben. Darum harrte ich lieber, bis die rechte Stunde zur Entdeckung gekommen wäre; nun ist sie es, und meine Wonne über das glücklich begonnene Werk kennt keine Schranken. Primislaus wird mit Freuden dir die Hand bieten, sein Herz besitzest du längst.“

„Primislaus?“ sprach Wlasta in Zweifel versenkt, „nein, Straba, deine Kunst hat dich betrogen; Primislaus ließ der ganzen weiblichen Leibwache seiner Gemahlinn ankündigen, mit

dem frühen Morgen den Libin zu verlassen. Wir gehorchten aber dem Befehl sogleich, und haben eine kleine Stunde von hier unsere Zelte aufgeschlagen. Libussa hat uns zwar vor ihrem Tode noch reich beschenkt mit Schätzen, aber tief kränkt uns doch des Herzogs Befehl, in Zukunft entfernt von seiner Hofburg zu leben; die ganze weibliche Dienerschaft seiner Gemahlinn, vor der die knechtischen Männer so oft im Staube krochen, wird nun von diesem Geschlecht verachtet, und trügt meine Ahnung mich nicht, auch verfolgt werden.. Straba, noch einmal, Deine Kunst hat Dich betrogen!"

„Wlasta!" rief die Zwerginn drohend, „Du lästerst die Götter, wenn Du meine Kunst schmähst. Die Dienerinn des großen Czernebog darf nicht dulden, daß der Meister in ihr herabgewürdigt werde. Wahrheit geht aus meinem Munde: Primislaus liebt Dich, und wird Dein Gatte werden, wenn Du anders meinem Willen gehorchst!"

„Noch kann ich Deinen Worten keinen Glauben beimessen," erwiederte die Jungfrau, „der Herzog Primislaus und eine Magd — Böhmens Fürsten-Krone und diese niedrige Hülle —"

„Eine Magd!" unterbrach die Zauberinn Wlasta, eine Magd der Götter bist Du wohl, wie wir Alle, aber nicht der Menschen. Dein Stand ist dem des Herzogs gleich, mit den Edelsten in Böheim dürfen Deine Aeltern sich messen."

„Meine Aeltern! so bin ich keine Waise, wie

mich Libussa glauben machen wollte? O sprich, wer sind meine Aeltern, wo soll ich meine Schritte hinwenden, daß ich ihren Segen auf mein Haupt erflehe?"

Geduld!" versetzte Straba, vom Kessel aufstehend, „das Werk ist fertig; es wird den Meister loben! — Das Geheimniß welches Du von mir erfahren willst, deckt noch ein dunkler Schleier! Einst wird die Zeit kommen, wo diese Finsterniß sich in Licht verwandeln wird. Jetzt eile zu Deinen Gefährtinnen, erzähle ihnen, was Du von mir erfahren hast, und sende einige als Boten zum Herzog; sie mögen um seine Hand für Dich werben. Dann, meine Tochter, will ich Dich in die Arme Deiner Aeltern führen! Leb' wohl!"

Wlasta hüllte sich fester in ihren Mantel, und verließ die Höhle der Zwerginn, welche sie einige Schritte begleitete. An der Thüre blieb die letztere stehen, blickte schmerzlich lächelnd ihrem Besuche nach, bis die dunkeln Arme der Föhren die Jungfrau aufgenommen hatten, und kehrte dann mit den Worten: „Armes Wesen, das ich erzeugen mußte, um es zu verderben!" in das Innere der Höhle zurück.

Das Frühroth des kommenden Tages fand eine Schaar bewaffneter Mägde versammelt, in deren Mitte die hohe Wlasta stand. Begierig blickte die ganze Versammlung nach der kühnen Sprecherinn, die eben Straba's Geschichte ihren Gefähr-

tinnen mitgetheilt hatte. Staunen malte sich auf allen Gesichtern.

„Was soll ich nun beginnen, meine Freundinnen," endete die Jungfrau, „ohne euren Rath habe ich beschlossen, nichts zu unternehmen; nur von euch unterstützt, will ich meine Rechte auf den Herzog geltend machen; mit euch will ich die Verbannung theilen, mit euch zum Throne emporsteigen, wenn es der Götter Wille ist."

„Zum Herzog senden!" brüllte der Schwarm der Mägde; wir Alle geloben, Deine Rechte zu schützen!"

„Dank euch, ihr muthigen Schwestern!" rief Wlasta; so habe ich euch erwartet!"

Sogleich wurde nun eine Gesandschaft auserwählt, die um die Hand des Herzogs für Wlasta werben sollte. Die übrigen Mägde zerstreuten sich im Forste. Gegen Mittag kehrten die ausgeschickten Jungfrauen wieder zurück; langsam schlichen sie herbei, und schon ihr Aussehen verkündigte die Bothschaft, die sie brachten. Wlasta saß auf einem bemoosten Feldstein, als die Boten ankamen; das Haupt sinnend auf die Arme gestützt, starrte sie zum Himmel empor; erst das Geräusch der von allen Seiten herbeiströmenden Mägde weckte sie aus ihrer Zerstreuung.

„Willkommen Therba, Niva, seyd willkommen," rief Wlasta, „doch was ist das, so naht die Freude nicht; was bringt ihr mir für Kunde?"

„Schlimme Botschaft!“ erwiederte Therba, unmuthig ihren Speer in die Erde stoßend.

„Der Herzog“ — rief Wlasta entrüstet —

„Läßt Dir und uns Allen befehlen,“ fuhr Riva fort, „die Waffen unverzüglich auszuliefern. Was er Libussa's Leibwache erlaubt habe, verbiete er bei seinem Zorn den Mägden Böhmens.“

„Sind dieß des Herzogs eigene Worte?“ unterbrach Wlasta die Botschafterinn.

„Nein,“ erwiederte diese; „Samoslaus, der Feldhauptmann, ertheilte uns die Antwort. Was aber des Herzogs Hand und Deinen Antrag beträfe, solltest Du dergleichen Gedanken fahren lassen; nur Wahnsinnige könnten eine solche Forderung wagen.“

„Wahnsinnig?“ fuhr Wlasta auf; „genug! Der Herzog will in seinem Uebermuth mein Recht nicht anerkennen, nun nehme ich mir's selber. Ihr habt gelobt, mich zu beschützen; ich vertraue euch, und meine Schwestern werden mein Vertrauen nicht täuschen. Bereitet euch, die fürchterlichste Rache an diesem Männervolk zu nehmen. Primislaus soll erfahren, daß ein gereiztes Weib dem grimmen Wolf, dem wilden Bären gleicht, der nichts verschont, wenn Mord- und Raublust seine Sinne faßt. — Um Mitternacht versammelt euch an diesem Ort, dann höret meinen Willen!“

Mit den letzten Worten gürtete sie das Schlachtschwert um den schlanken Leib, drückte den Helm auf ihr lockiges Haupt, und verschwand in den Bäumen.

Der Abend begann sein graues Gewand über die Erde auszubreiten; der Mond stieg eben hinter dem Bielahora empor, als Wlasta zum zweitenmal über den Föhrensteg schritt, welcher zu der Zwerginn Höhle führte. Ihr Fuß strauchelte oft in der Dunkelheit über die hervorstehenden Baumwurzeln, dennoch eilte sie ohne Zagen vorwärts. Vor der Höhle angelangt, pochte sie hastig siebenmal an der Pforte; diese sprang krachend auf, Wlasta trat ein. Viele dunkle Nachtgestalten drängten sich ängstlich in diesem Raume zusammen, und waren bis auf eine einzige verschwunden, ehe die Eintretende etwas deutlich erkennen konnte.

„Unvorsichtige!" kreischte eine heißere Stimme aus dem Winkel hervor. „Was hast Du begonnen? Mein schönstes Werk zerstört; den Baum gefällt, ehe er Früchte trug, die Frucht gebrochen, ehe sie reif war. Verderben über Dich und Deine Eile!"

„Schilt nicht!" erwiederte Wlasta; „mein Unstern mag meine Eile entschuldigen. Dein Rath von gestern war nicht gut; meine ganze Unternehmung schlug fehl! Rathe, hilf!"

„Nur besonnen, mein Täubchen, nur besonnen," sprach die Zwerginn. „Diese Felsen sind nicht in einem Nu entstanden, und die Gestalten, welche Dein Eintritt so schnell zerstiebte, waren das Werk vieljähriger Anstrengung. Du aber willst ein so riesiges Gebäude, wie Deine Hoffnungen, in einem Augenblick aufführen. Thörinn, die Du

bist! Dein Muth erlahmt beim ersten Hindernisse; geh! Du bist Straba's nicht würdig!"

„Schweig," zürnte Wlasta, „und lerne mich besser kennen. Was ich soll, ist nicht mehr in meine Wahl gegeben, nur an das Wie hab' ich noch nicht gedacht; dieß von Dir zu erfahren, siehst Du mich hier. Mein Muth bleibt unerschüttert, wenn selbst die Säulen der Erde wanken, mein Entschluß steht fest; aber kann ich ein Gleiches von meinen wankelmüthigen Gefährtinnen erwarten, kann ich mein stolzes Gebäude auf einen so unsichern Grund bauen, ohne nicht stets in Furcht, daß ich mich unter Trümmern begrabe, leben zu müssen! Diese Zweifel beseitige, und Wlasta will Dich anbeten."

„Töchterchen, Goldtöchterchen!" rief die Alte freudig aus, „ist dieß Dein Ernst, so will ich Dir auch helfen in Noth und Tod, in Freud und Leid! Kein Haar auf Deinem Haupte sollen sie Dir krümmen; reich will ich Dich machen, überreich, mit Gold und edlen Steinen will ich Dich überschütten; Ruhm und Ehre sollen Deine Schritte begleiten; Klugheit und Weisheit sollen in Deinem Haupte ihren Thron haben, und Verderben über Deine Feinde bringen!"

„Genug der Worte!" unterbrach die ungeduldige Jungfrau Straba. „Wie soll ich beginnen?"

„Vor allen Dingen," sprach die Zwerginn, „stärke Dich mit einem Becher Meth; er wird neue Kraft in Deine Adern gießen, und Deinem

Unternehmen Festigkeit und Dauer geben." Dabei zog sie einen kleinen, goldenen Becher unter ihrem Gewande hervor, goß denselben aus einem Kruge voll, und reichte ihn der Jungfrau freundlich hin. Diese leerte den Becher mit einem Zuge aus, und warf ihn dann wild in die Ecke.

„Ungestümes Kind," zürnte die Alte, eilig den Becher wieder vom Boden aufnehmend, „lerne Czernebogs Gaben besser ehren!" — Doch gib mir jetzt Dein Schwert, daß ich es weihe mit dem Zauberspruch, der seinem Besitzer imerwährenden Sieg verleiht."

Wlasta reichte ihr schweigend die Waffe. Straba zog sie aus ihrer Scheide, schwang das entblößte Schwert dreimal um ihr Haupt, legte es auf einen Altar, der aus rohen Feldsteinen bestand, nieder, und kniete dann vor denselben hin. Nach einem kurzen, wilden Gesang erhob sie sich, bestrich die Waffe mit einer dunkeln Flüssigkeit, und reichte sie dann der Jungfrau wieder hin.

„Nimm Dein Schwert zurück," sprach sie,

„Nicht der Schlange Gift,
Nicht des Drachen Zahn
Nicht des Wolfes Klau
Kann Dir künftig nah'n;
Aber wen Dein Schwert berührt,
Den hält schon der Tod umfangen;
Heil dem Arme, der es führt,
Ihm darf vor dem Kampf nicht bangen.
Dreifach Heil sey, Wlasta, Dir,
Aller Frau'n und Mägdlein Zier."

Bei den letzten Worten warf sie sich vor der erstaunten Jungfrau nieder. Diese gürtete das Schwert um ihre Lenden, und sprach: „Habe Dank! Doch fürchte ich, daß Deine Mühe vergeblich war; wenn die Kraft nicht aus dem Innern fließt, wenn mein Arm es nicht muthig schwingt, so macht's Dein Zauber nimmer gut. Nicht für mich bin ich zu Dir gekommen, meine Gefährtinnen sollst Du mir fest verbinden, ihren Arm stählen für die Gefahren des Krieges, ihr Herz beleben mit des Hasses giftvollem Tranke, und die Liebe ewig aus ihrer Seele verbannen."

„Auch dieß kann meine Macht Dir gewähren," erwiederte die Zwerginn, „nimm diesen Krug und kehre heim zu Deinen Mägden. Lass' jede einen Zug aus demselben thun, und Haß rollt statt Blut in ihren Adern. Die Liebe stirbt von diesen wunderbaren Tropfen, die Mordlust blasen sie zu hellen Flammen auf, und nie gesättigt wird von Blut, wer diesen Zaubertrank einmal gekostet hat."

„Willkommen ist mir Deine Gabe," sprach Wlasta, den Krug aus Straba's Händen nehmend, und sich zum Fortgehen anschickend, „leb' wohl; ich will Dir dankbar seyn!"

„Halt," rief die Zwerginn ihr nach, „eile nicht so; noch ein Geschenk von seltenem Werthe habe ich, das meine Freundschaft Dir anbietet. Hier nimm dieses Horn, unscheinbar ist es zwar und klein, doch wohnt eine mächtige Zauberstimme in ihm. Wenn Zweifel Dich ergreifen, und Dir mein

Rath sie lösen kann, so setz' es dreimal an den Mund, alsbald, ich sey ferne Dir oder nah, vernimmt mein Ohr den Laut, uud Du wirst mich bei Dir sehen!"

„Wohl," versetzte Wlasta, „ich will es nehmen, doch nur unter der Bedingung, daß Du mir nie ungerufen erscheinst, wenn ich nicht allein bin, auf daß Niemand unsere Verbindung ahne." Damit eilte sie, ohne Straba's Antwort abzuwarten, fort; die Zauberinn schwieg eine kleine Weile überrascht, und brach dann in die Worte aus: „Hei, Czernebog! das rennt mit Riesenschritten dem Verderben zu! Bereite Dich, Dein Opfer zu empfangen!"

Die Hast, mit welcher Wlasta die Zauberhöhle verlassen hatte, verwandelte sich bald in ein ängstliches Forschen nach dem Pfade. Den Krug in der Linken, das Schwert in der Rechten, schritt sie nur langsam durch die Dunkelheit vorwärts. Ermüdet sank sie auf einen Stein nieder, während ferne Donner krachten, und ihre Echo bis in dieß Felsenthal trugen. Endlich spaltete ein zuckender Blitz die schwarze Nacht; hell ward es, wie am Tage, und der Himmel schien ein Feuermeer.

„Dank euch, ihr Götter!" rief Wlasta wild aufspringend, „selbst euer Zorn gewährt mir Licht!" Ein zweiter Blitzstrahl zeigte ihr den Föhrensteg, welcher sie aus diesem Thal führte. Entschlossen

eilt sie darauf zu, und hebt eben den Fuß, um den Baumstamm zu betreten, als ein neuer Blitz durch die Luft zischt. Ein fürchterlicher Donner begleitet ihn, und Wlasta sieht zugleich eine Gestalt aus des Baches Fluth empor steigen, die mit bekannten, freundlichen Zügen sie anblickt, und ihr Vorwärtsschreiten hemmt. Wlasta blieb überrascht stehen, endlich preßte sie: „Libussa!" aus ihrem bebenden Munde; die Erscheinung aber begann mit sanfter, weicher Stimme „Was will meine Tochter an diesem Ort des Schrecken?"

Wlasta, die sich indessen von ihrem ersten Erstaunen erholt hatte, erwiederte: „Mir ein Recht holen, um welches Du mich betrogst, mir ein Gut erkämpfen, das Du, Verrätherinn, mir raubtest!"

„Wlasta!" rief die Erscheinung warnend; „hüte Dich, Du bist durch die Künste der Hölle getäuscht; Deinen Ehrgeiz haben die bösen Mächte benützt, um Dich zu ihrem Werkzeug zu erkiesen Kehre um, noch ist es Zeit; wirf den Trank und Dein Schwert von Dir, und Czernebogs Gewalt über Dich muß weichen!"

„Nein!" antwortete Wlasta; „nimmer will ich die Rache aus meinen Händen geben! Schon einmal hast Du mich durch Heuchelei getäuscht; hoffe nicht, mich jetzt auf's neue zu betrügen. Straba hat mir Deinen Trug enthüllt!"

„Unglückliche!" unterbrach sie Libussa's Schatten, „Straba will Dich dem finstern Czer-

nebog zum Opfer bringen, Straba schont selbst das eigene Blut nicht, um ihre schwarzen Absichten zu befördern; wirf ihre Gaben von Dir, und ihre Gewalt über Dich hat ein Ende!"

„Nimmermehr!" schrie Wlasta wild, das Schwert gegen ihre Gebieterinn zückend, „Entflieh, Geist der Lüge, ich habe keine Gemeinschaft mit Dir!"

Das Schwert der Jungfrau schneidet mitten durch die Erscheinung, welche in lichten Nebel zerrinnt, und noch folgende Worte spricht: „Wehe Dir, Du hast meine Warnung verschmäht, zu spät wirst Du Dein thörichtes Beginnen erfahren, zu spät bereuen, den Lockungen der Hölle Dich ergeben zu haben. Wenn Du mich wieder sehen wirst, ist Deine letzte Stunde da!"

„Ich trotze Dir!" rief Wlasta, und eilte unter dem Leuchten der Blitze über die Brücke, dem Versammlungsorte ihrer Gefährtinnen zu.

Um das matte Licht eines erlöschenden Feuers saßen die Jungfrauen, der Herzoginn Libussa ehemalige Leibwache; sie, die geachtet und geehrt im ganzen Böhmenlande an der Seite ihrer Gebieterinn gewesen waren, wurden, als kaum des Todes kalte Hand die Herzoginn berührte, aus der fürstlichen Hofburg verwiesen. Hier und da stahl sich ein klagender Laut über erstarrende Lippen; wenige nur hatten den Schlaf gefunden, der ihnen in lieblichen Träumen das verlorene

Glück zurückführte. Stumm und schweigend saßen sie, in ihre Mäntel gehüllt, an der Erde; trübe blickte der Himmel nieder, auch er schien zu trauern, manche Thräne aus seinem düstern Schoose vergießend.

„Mitternacht ist längst vorüber," begann endlich Riva, „und Schwester Wlasta kommt noch nicht; ich fürchte, daß ihr ein Ungemach zugestossen ist."

„Bange nicht für Wlasta," versetzte eine andere, „sie ist die Muthigste von uns Allen, und die Götter beschützen den Muth."

„Ja," rief Therba, „mit Wlasta ist das Glück; gern knüpfte ich mein Leben an das ihre, und bin gewiß —"

„Still," unterbrach Riva ihre Gefährtinn, „mich däucht, ich höre ferne Schritte. Wenn es doch Wlasta wäre! Wahrhaftig, es kommt näher! seh't ihr, dort windet sich eine Gestalt aus den Bäumen hervor! Dank sey den Göttern! es ist unsere Schwester!"

Ein reges Leben verbreitete sich jetzt unter Allen; die wenigen Schläferinnen taumelten auf, und mischten das freudige Willkommen mit den Uebrigen. Wlasta wankte, auf ihr Schwert gestützt, in den sie umfangenden Kreis, erwiederte kaum hörbar den Gruß ihrer Freundinnen, und sank dann erschöpft zu Boden. Alle bestürmten sie theilnehmend mit Fragen, doch sie winkte nur schweigend mit der Hand, ihr kurze Ruhe zu gön-

nen. Therba warf einen Arm voll dürre Zweigen in die ersterbende Glut, und bald loderte das Feuer wieder hell auf. Jetzt erhob sich Wlasta, und gab ihren Gefährtinnen ein Zeichen, näher zu treten.

„Heil euch und mir!“ begann die Jungfrau, mit funkelnden Augen in dem Kreise umher blickend, „Heil unserem ganzen Geschlecht! Die Götter sehen gnädig auf unser Unternehmen herab, und werden ihren Beistand unserm Werke nicht versagen. Gering ist zwar unsere Anzahl nur, doch stark ist unser Wille; die Moldau, die dort unten ihre mächt'gen Fluthen wälzt, rinnt schüchtern nur im Sande ihrer Quelle; der Vogel, der zum ersten Mal die Luft durchfliegt, schwebt zitternd über unsern Häuptern hin, allein im Fluge wachsen seine Schwingen, und an den Sternen baut er eine Wohnung sich. Drum muthig, Schwestern, laßt das Werk uns gleich beginnen, die Götter senden euch ein Zeichen ihrer Huld!“

Bei diesen Worten hielt sie den Krug hoch empor.

„Dieß ist der wunderbare Trank, der Kraft und Stärke allen Wesen gibt, die ihre Lippen nur damit benetzen. Er tilgt die Liebe aus dem Herzen, und weckt der Rache und des Hasses süße Triebe. Nehmt hin, mein Beispiel gehe euch voran!“

Den Krug an die Lippen setzend, that sie einen gewaltigen Zug daraus, und reichte ihn der

Nächsten hin. Begierig griffen die Mägde zu, nur eine, der Reihe nach die Letzte, und wohl die Jüngste von Allen, nahm langsam und bebend den Krug zur Hand. Freudig aber setzte sie ihn an die Lippen, denn nicht einen einzigen Tropfen mehr enthielt der gehäßige Schlund. Tief neigte sie den rosigen Mund in den Krug, und höher glühte ihre Wange, als sie ihn vor Wlasta niedersetzte.

„Mileta!“ sprach Wlasta, die Hand auf das Haupt des schüchternen Mädchens legend, „Deine Treue ist noch unverbürgt; erst seit drei Tagen unsere Gefährtinn, Vater- und Mutterlose Waise, nahmen Dich die Schwestern ohne meinen Willen in unsern Bund auf; ehre durch Anhänglichkeit ihr Vertrauen, und Du wirst mir willkommen seyn!“

Mileta kehrte gesenkten Hauptes auf ihre vorige Stelle zurück.

„Schwestern,“ fuhr Wlasta fort, „schon bricht die Morgenröthe im Osten durch die Wipfel der Bäume. Arm und hilflos waren wir, als die Nacht anbrach; die aufgehende Sonne finde uns reich und mächtig. Seht ihr dort unten im Thale den Thurm des Schlosses Motol; ein schneller Sieg gewährt uns Sicherheit und festes Obdach. Im Sturm ersteigen wir die Mauern, jedweder Mann fällt unter unsern Streichen, von Motol aus will ich dem Herzog künden, was Wlasta unternommen hat für ihr Geschlecht, und

was sie mit der Götter Hilfe glücklich enden wird. Auf, mir nach!"

So eilte sie den Berg hinab; der ganze Schwarm im wilden Jubel hinterdrein.

Klagend in seiner Hofburg saß Herzog Primislaus über den Verlust seiner theuren Gattinn, als ein Bote ihm die Kunde von dem Beginnen Wlasta's und Motols Falle brachte. Zugleich erzählte derselbe, daß von allen Seiten eine große Menge böhmischer Mädchen und Weiber den Amazonen zulaufe. Ergrimmt vernahm Primislaus diese böse Nachricht, und ließ noch in derselben Stunde die Ritter und Krieger an seinen Thron rufen. Doch spottend sprachen die rohen Gemüther:

„Zum Kampf gegen Deine Feinde hast Du uns gedungen, nicht aber gegen Weiber. Oft haben wir Dich gebeten, die Jungfrauen-Wache Deiner Gemahlinn zu entlassen, und ihnen das verderbliche Spielwerk der Bogen und Schwerter zu entreißen; Waffen gehören dem Manne, Rocken und Spindel aber dem Weibe; allein nie gabst Du unsern Bitten Gehör. Libussa galt Dir höher als Böhmen, die Gattinn mehr als das Vaterland. Jetzt, da die Mägde ihre Schwerter geschliffen, das Spielzeug in blutigen Ernst verwandelt haben, kommst Du, und verlangst, wir sollen unsern Arm bewaffnen, und unsre Glieder in Erz hüllen. Nimmermehr! Was Du mit einem Worte

bezwingen konntest, wollen wir nicht mit Blut und Wunden erkämpfen. Gefiel es Dir damals nicht, unsere Bitten zu erfüllen, so gefällt es uns jetzt nicht, zu fechten!"

„Ungehorsame!" donnerte der Herzog, sich von seinem Thron erhebend, „fürchtet den Zorn der Götter! Eure Rede hat sie schwer beleidigt, ihr sollt dafür bestraft werden. Auf euch, nicht auf mich, falle meines Vaterlandes Loos!"

„Mit Gunst, Herr Herzog," unterbrach ihn lächelnd der Hauptmann Samoslaus, „es steht bei Euch, dem Vaterlande schnell den Frieden herbeizuführen. Wlasta wirbt um Eure Hand, nein, um Eure Krone; nennt sie Weib, und das Heer der Jungfrauen liegt bezähmt zu Euren Füßen."

„Genug des Spottes," rief Primislaus, ihr wollt Böheim nicht retten, ich kann es nicht! die Götter nehmen es in ihren Schutz. Seyd entlassen, übermüthige Vasallen!"

Trotzig verließen die wilden Krieger, kaum das Haupt vor dem edeln Herrscher neigend, die Thronhalle. Nur Primislaus blieb mit seinem Schmerze an den Stufen des Thrones, und sandte einen wehmüthigen Blick zum Himmel, also sprechend:

„Ihr kennt mein Herz, große Götter; eurem Auge ist kein Gedanke verborgen, noch ehe er der Brust entkeimt. Blickt nieder auf den Staubgeborenen, prüft meine Thaten auf der strengsten Waage, und hab' ich wissentlich gefehlt, hab' ich

ein ungerechtes Urtheil je gefällt, so falle euer Donner nieder, und banne ewig mich in's schwarze Reich des Czernebog! Und wenn ein fremdes Gut an dieser Krone haftet, gebt mir ein Zeichen, ihr gerechten Götter, daß ich sie von mir lege, und einem Würdigern mein Herrscheramt mit Freuden übergebe."

So kehrte er traurig in sein einsames Gemach zurück, während die Vasallen, nicht ahnend die drohenden Gefahren, die Hofburg wohlgemuth verließen.

Mit jedem Tage mehrten sich die weiblichen Gäste auf Schloß Motol; in wenigen Wochen fanden die Ankommenden keinen Raum mehr in den Gemächern, und schätzten sich noch glücklich, wenn sie einen harten Stein im Schloßhofe zum Kopfkissen erhielten. Wlasta's Name ging von Mund zu Mund im böhmischen Lande, zitternd sprachen ihn die Männer aus, jubelnd donnerten ihn die Weiber in die Ohren ihrer Gatten. —

„Laßt alle Bewohnerinnen des Schlosses im Hofe versammeln," befahl Wlasta eines Morgens; „Wichtiges hab' ich euch zu verkünden."

Schnell gehorchten die Amazonen dem Rufe ihrer Gebieterinn, und ehe eine halbe Stunde verging, standen die bewaffneten Mägde-Reihen schon im Schloßhofe zu Motol.

„Tapfere Schwestern," begann Wlasta, ihre blitzenden Augen im Kreise umherrollend, „Großes

habt ihr in kurzer Zeit vollbracht, sichtbar ruht der Götter Segen auf unserem Unternehmen. Bebend blickt Primislaus auf die Fortschritte, welche Libussa's verabschiedete Mägde gethan haben. Der Mund erstarrt, der ihm die Kunde unserer Siege bringt, das Ohr verbirgt sich vor den Thaten, welche schaudernd es vernimmt, und zweifelt noch, ob aus der Jungfrau'n schwachen Händen ein solches Riesenwerk entspringen kann. Nicht länger sollen diese Zweifel dauern: gerade über dem Libin streckt sich ein Felsen in das Land hinaus, die Moldau fließt an seinem Fuße vorüber, und weithin reicht der Blick, das halbe Böhmen übersehend. Dort wollen wir uns eine Wohnung bauen, von dort aus soll der Schrecken, neu erstanden, gehen, und jeden Morgen, wenn der schwache Primislaus an sein Fenster tritt, mag unsere Burg ihn höhnend mahnen an seine Feigheit und sein Schattenglück. Zehn Mägde bleiben hier zurück, die Burg bewachend, ihr andern aber nehmt Hauen und Schaufeln schnell zur Hand, besteigt die Rosse, und folget eurer Herzoginn!"

Unter lautem Beifalljauchzen wurden Wlasta's Befehle erfüllt; der ganze Troß schwang sich auf die Pferde, und sprengte zum Burgthor hinaus. An dem erwähnten Orte angekommen, stieg Wlasta von ihrem Rosse, ergriff eine Lanze, und stieß sie mit mächtiger Hand in den harten Felsengrund.

„Hier," sprach sie, „sey die Stelle, beginnt

nun das kühne Werk. Therba weiß um meinen Willen. Ich gehe auf die Jagd, um einen Grundstein mir zu suchen, der unsere Wohnung würdig schmücke. Zieht nun die Gräben, bis der Abend kommt, denn wenn die Sonne niedersinkt, kehr' ich zurück, und will den Grundstein legen, vor dem auf ewig allen Männern grauen soll."

Damit sprengte sie, nur von zwei Mägden begleitet, von dannen, die andern aber gingen rasch an's Werk, den Wunsch der Herrinn zu erfüllen, und Lob aus ihrem Munde zu verdienen.

Noch hatte die Sonne lange ihren Lauf nicht geendet, als das Heer der Mägde schon auf Wlasta's Rückkehr harrte. Ermüdet saßen sie auf den Wällen, ihre vollendete Arbeit mit Stolz überblickend, da kam die Fürstinn wild den Berg herauf gesprengt. Ein freudiges Willkommen empfing die Angebetete, welche ihre Zufriedenheit über das gelungene Werk laut zu erkennen gab.

„Dank euch, Schwestern," sprach sie mit süßer Schmeichelei; „ihr habt mein kühnstes Wünschen übertroffen. Laßt uns nun das ernste Werk beginnen!"

Also sprechend zog sie ein zusammen gebundenes Tuch unter dem weiten Mantel hervor. Der ganze Schwarm drängte sich neugierig um seine Gebieterinn, die eben sich bemühte, das Geheimniß vor aller Augen zu enthüllen. Erbebend wichen aber die meisten zurück, als Wlasta ein

blutiges Männerhaupt aus dem Tuche hervorzog, und es gegen ihre Freundinnen hinstreckte. Nur Wenige vermochten diesen entsetzlichen Anblick ohne Beben zu ertragen.

„Jauchzt, meine Getreuen," begann Wlasta, „die Götter haben mein Fleh'n erhört, und mir ein neues, untrügliches Zeichen ihrer Gunst geschenkt. Als ich diesen Morgen jagdgerüstet auszog, spähte ich nach einem Grundstein, der unsern Männerhaß im ganzen Böheim verkünde: denn glühender Haß hat diese Burg gegründet, Haß wird sie thürmen bis an der Wolken Schoos, allein der Haß soll in ihr herrschen, und jede sanfte Regung im Keime schon erstickend, wird nichts als Haß aus diesen Mauern gehen. — So ritt ich immer weiter, als mir endlich ein fernes Jagdhorn in die Ohren drang. Auf! folge diesem Ruf, sprach eine Stimme in meinem Innern, dort wirst du finden, was du suchst. Ich säumte nicht, dem unsichtbaren Mahner zu gehorchen, und eilte der Gegend zu, aus welcher mir das Horn entgegen kam; bald hörte ich es näher tönen. Denkt euch, Schwestern, mein Entzücken, als ich gleich darauf den trotzigen Samoslaus gewahrte, der unter einer hohen Föhre ruhte, und nicht im Traume der Gefahren dachte, die eben nahend seinen Untergang bedrohten. Schwert und Spieß lagen entgürtet zu seinen Füßen. Als er die Augen aufschlug, war ich kaum noch zehn Schritte von ihm entfernt. „Ho, ta-

pferer Samoslaus," rief ich dem Ueberraschten zu, „ein Wild von seltener Gattung naht sich dir; auf, greife zu den Waffen, denn deine letzte Stunde hat geschlagen." Vom Boden auf sprang der Feldhauptmann, das mächtige Schlachtschwert aus der Scheide zerrend, „heran, du Uebermüthige," rief er, „Dank sey den Göttern, die mir so unvermuthet diese Lust gewährten! Steig ab von deinem Rosse, und sage Lebewohl der Welt, denn heute noch trägt mein Jagdspieß deine Leiche im Triumph auf den Libin."

„Statt der Antwort sprang ich vom Pferde, und griff den Prahler muthig an. Lange blieb der Kampf unentschieden; die Streiche meines Gegners fielen dicht auf meinen Helm, und ein Hieb in die Schulter versetzte mir diese Wunde. Als mein Blut unter dem Panzer hervor zu träufeln begann, funkelten die Augen meines Feindes, der schon gesiegt zu haben glaubte. Unvorsichtig drang er immer mehr auf mich ein, gab hier und da in seinem Uebermuthe Blößen, die ich benützte, und ihm endlich die Todeswunde rasch versetzte. Ein Strom von Blut quoll über sein Eisenkleid, die Arme sanken kraftlos nieder, die Füße konnten ihre Last nicht mehr tragen, das Leben floh, der Tod erfaßte seine Beute."

„Heil unserer tapfern Fürstinn!" riefen die Mägde einstimmig.

„Nach kurzer Ruhe," fuhr Wlasta fort, „in welcher ich den großen Göttern für meinen Sieg

stillschweigend gedankt hatte, trat ich meinem Feind näher, und löste ihm den Helm ab. Gebrochen lagen jetzt die Augen, welche vor Kurzem noch so feurige Blitze geschleudert, erbleicht, gestorben die Lippen, welche so mächtige Donner über mein Haupt gewälzt hatten. Der freche Spötter, dem die Götter selbst nicht heilig waren, lag jetzt im Staube. Von Neuem faßte ich mein Schwert, und schlug mit kräftigem Streiche das Haupt des Feindes vom Rumpfe ab. Zum Zeichen meines Siegs seht hier den Grundstein, den ich bringe. Und dann verkündet laut im ganzen Lande die That, die ich vollführt: denn wenn die Raben nicht geschwätzig seinen Tod erzählen, so könnte ja der Herzog nicht erfahren, auf welche Art sein tapferer Feldhauptmann geendet."

So sprechend stieg Wlasta unter dem Jauchzen ihrer Schwestern in die Grube, um mit eigener Hand ihr Siegeszeichen im Schooße der Erde zu verbergen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen eben auf das blutige Haupt Samoslaus, das laut um Rache emporschrie zu den Göttern, und die wilde Schaar als Mörderinnen anklagte.

Nach einigen Ceremonien stieg Wlasta wieder herauf, und sprach: „Der erste Stein unseres Schlosses ist gelegt, jetzt laßt uns schnell das Werk vollenden. Ehe sich der Mond zum siebenten Mal erneut, muß Diewin, das heißt: die Burg der Jungfrau'n, fertig seyn. — Nun kommt nach

Hause, der Ruhe zu genießen, denn ihr und ich, wir haben redlich sie verdient."

So sprengte der wilde Troß wieder hinüber nach Schloß Motol. —

Staunend sah man vom Libin aus das Wagestück der Mägde; die riesigen Mauern des Diewin ragten verwegen in die Lüfte, und ehe ein halbes Jahr verging, erscholl der kriegerische Einzug Wlasta's in die neue Burg zum Libin herüber. Mancher, der einst des Herzogs warnende Rede bespottet hatte, erbebte jetzt; Primislaus allein zagte nicht. „Die Götter," sprach er, „werden uns zu rechter Zeit schon ihre Hülfe nicht versagen." Aber die Götter hatten die Schaale ihres Zornes über Böhmen ausgeleert, das Blut, welches die Jungfrauen vergossen, dampfte zum Himmel empor, doch die Götter schwiegen, und schienen wohlgefällig auf diese Opfer herabzublicken. —

An jedem Tage übte Wlasta ihr Heer im Fechten und Kämpfen; die stärkste Jungfrau war ihr die willkommenste. Sie selbst ging ihren Schwestern mit gutem Beispiel voran, und nicht selten erlegte sie einen Wolf oder einen wilden Eber ohne fremde Hilfe. Dieß erhöhte auch die Achtung immer mehr, und verwandelte sie zuletzt in göttliche Verehrung.

Eines Abends, nachdem sie mit einem Theile ihrer Freundinnen den ganzen Tag gejagt hatte,

befahl sie denselben, jetzt nach Hause zu kehren, sie wolle allein folgen. Gedankenvoll warf sie sich unter einem Baume nieder, endlich zog sie das von Straba empfangene Horn hervor, und ließ es dreimal durch die Wälder erklingen. Sogleich vernahm sie ein fernes Rauschen und eilige Schritte; bald darauf trat die Zwerginn mit durchlöchertem Gewande aus dem Dickicht hervor.

„Hier bin ich," keuchte die Alte; „Czernebog sey gepriesen! In der Mitte meiner Kessel saß ich, und rührte fleißig, als dein Ruf erklang; schnell ließ ich meine Arbeit stehen, und bin hierher geeilt; nun sag' Gebieterinn, was soll ich, was verlangst du?"

„Deinen Rath," erwiederte Wlasta.

„Meinen Rath?" rief die Zwerginn freundlich; „von Herzen gern, ich bin dir ihn ja schuldig. Frage nur!"

„Herrlich ist mir Alles gelungen," begann die Jungfrau, „was ich unternommen habe; ganz Böhmen zittert vor mir, selbst Primislaus fürchtet mich, aber — er liebt mich nicht — und seine Liebe, nicht seine Furcht wollte ich erringen. Deinem Rath gehorchte ich, als ich diesen blutigen Krieg begann. Die Götter wissen es, nicht des Herzogs Krone, nur seine Liebe wollte ich erkämpfen! Ach, und noch immer bin ich weit vom Ziel!"

„Nicht so weit, als du glaubst," versetzte Straba; „die Entscheidung nähert sich. Der

Herzog fürchtet dich, er haßt dich sogar; das aber eben ist der Sterne Lauf, daß Haß und Liebe, diese fürchterlichen Flammen, — Flammen sind; weit auseinander stehen sie im Weltenkreise, so weit, daß ihre Gränzen sich berühren, aus Liebe Haß, und aus dem Hasse auch Liebe wird."

„Die Entscheidung, die Entscheidung!" unterbrach Wlasta die geschwätzige Alte.

„Höre denn," fuhr diese geheimnißvoll fort, „und überzeuge dich, wie sorgsam ich stets für mein Töchterchen bin; denn wenn du mich heute nicht gerufen hättest, so wäre ich morgen von freien Stücken gekommen."

„Zur Sache!" sprach die Jungfrau.

„Von heute an den dritten Tag kehrt Nezamislaus, des Herzogs Sohn, von seinen Reisen zurück. Seit mehreren Jahren lebte er, wie du wohl weißt, in Franken, das edle Waffenwerk erlernend. Die Frist ist jetzt verstrichen, welche er seines Vaters Willen zufolge im Auslande bleiben sollte. Nur von einem kleinen Gefolge begleitet, zieht er unfern meiner Hütte vorüber. Leicht wird es dir gelingen, den Jüngling in deine Gewalt zu bekommen, noch leichter aber wird sich der Herzog dann entschließen, Frieden mit dir zu machen, und Herz und Krone zu deinen Füßen niederlegen; denn die Gefahr seines einzigen Kindes wird ihm genug Entschuldigung zu diesem Schritte gewähren."

„Dein Plan ist nicht gut, Straba," erwie-

derte die Amazonen-Königinn; „ich habe deinetwegen schon so vieles Blut vergossen, und soll nun meine Hand vielleicht auch noch mit Fürstenblut beflecken? Nimmermehr!"

„Nun, wie du willst," sagte die Zwerginn, „Nezamislaus wird dir freilich sehr für diese Schonung danken. Der Jüngling kommt zurück, er findet sein künftiges Erbe verwüstet, die segensreichen Länder verwildet, zertreten von dem Hufschlag eurer Pferde seine Saaten, und fragt verwundert: „Wer hat dieß so ungestraft gethan?" — Die Amazone Wlasta mit einem Haufen toller Weiber! wird ihm zur Antwort." „Auf," ruft er, „laßt die Trompeten durch das Land erschallen, laßt Hörnerton durch alle Wälder klingen! Wir wollen den verlaufenen Dirnen zeigen, daß ich heimgekehrt bin, daß Böhmen keine Heerde ohne Hirt ist, und daß die Krone, die sie mir zu rauben dünkt, ein würdigeres Haupt einst schmücken wird."

„Straba!" rief Wlasta zürnend, „ich dulde keinen Hohn, am wenigsten von dir!"

Die Zwerginn zog sich ein Paar Schritte lächelnd zurück, ohne jedoch die geringste Furcht zu verrathen.

Wlasta legte sinnend die Hand vor die Augen, und sprach nach einer Weile für sich hin: „das will ich! Nezamislaus werde mein Gefangener; allein die Götter sollen mich bewahren, das Blut des theuern Fürsten zu vergießen. Frei

will ich seinem Vater ihn zurück senden, damit er sieht, daß Wlasta Alles hoch verehrt, was seinen Namen trägt, und was ihm angehört; vielleicht wird dieß sein Herz versöhnen, und diesem Lande wieder Frieden geben. — Wo sagtest du, Straba, daß wir den jungen Herrn finden könnten?"

„Unfern von meiner Hütte," erwiederte diese, „am Fuße des Bielahora, wird er den Forst durchziehen."

„Gut," versetzte Wlasta laut und freundlich; „dein Rath ist klug, ich will ihn doch befolgen. Verzeih' mir, wenn ich vorhin in meinem Unmuth dich betrübte; es war nicht böse gemeint! Und nun noch einen Auftrag, der deinem tiefen Wissen leicht ist zu erfüllen. Ich weiß, daß viele Krieger sich zum Kampfe rüsten, und daß nur mir und meiner Burg die Rüstung gilt; allein, wann sie es wagen, meinen Arm zu prüfen, ist mir unbekannt. Drum spähe emsig hin und her im Land, erforsche, wann der Angriff soll vollzogen werden, wo ihre schwächste Seite ist, und wie viele Feinde ich bekämpfen muß. Indessen will ich unbesorgt mit meinen Freundinnen mich schlafen legen, weiß ich doch, daß eine treue Wächterinn meine Burg umschwebt."

„Ja, ja, treu bin ich," versicherte die Alte, „treu bis an mein Ende bleib' ich meinem Schwur."

„Wenn du mir dann eine Kunde bringen willst, so führt dich ein heimlicher Gang in mein Schlaf-

gemach. Drei Felsengrotten liegen unweit meiner Burg; tritt in die mittlere, und du wirst einen rohen, unbehauenen Stein finden; diesen hebe von der Oeffnung, durch welche du sicher in mein Gemach gelangst. Noch einmal sey klug und verschwiegen."

„Du kennst mich," murmelte Straba in sich hinein, „sey ohne Sorgen."

„Lebe wohl!" rief Wlasta, ihr flüchtiges Roß besteigend, und schleunig davon eilend.

Am Abend des dritten Tages lag eine Schaar wohl bewaffneter Mägde am Fuße des Bielahora. Finster ruhte Wlasta unter einem Baume, die Schatten betrachtend, die mit jedem Augenblicke größer wurden, und sich bald in ein gleichfarbiges Grau verwandelten. Jetzt war der Tag geendet, und hatte den mächtigen Herrscherstab in die Hände seiner Schwester gelegt. Zürnend brach die Führerinn das lange Schweigen mit den Worten: „Macht euch zum Aufbruch fertig; falsche Kunde hat mich getäuscht, wir haben vergebens hier die Zeit verschwendet."

Eben schickten sich die Amazonen an, das Gebot ihrer Fürstinn zu erfüllen, als Therba ausrief: „Stille, Schwestern; mich däucht, ich höre fernen Rosseshuf."

„Bei den Göttern, du hast recht," jubelte Wlasta; „sie sind's, sie kommen! Macht euch fer-

tig und harrt, bis ich das Zeichen gebe, dann stürzt wie Blitze aus der Nacht hervor!" —

Unter lustigen Gesprächen trabte ein kleines Häuflein Reiter daher.

„Noch eine kleine Stunde, denke ich," sagte einer derselben, „werden wir zu reiten haben, und wir stehen vor der Hofburg meines Vaters. Schon höre ich die Moldau brausen; ist mir doch, als ob ihre Wellen dem künftigen Herzog willkommen zuriefen. Was meinst du Adalbert?"

„Und mir ist es," entgegnete eine andere Stimme, „als ob es hier nicht ganz richtig wäre; denn mein Schwert will nicht mehr in seiner Scheide bleiben, und meine kampfgeübten Ohren" —

Hell klang Wlasta's Horn, die Rede des Fremden unterbrechend; mehr als fünfzig Mägde stürzten aus dem Busche hervor, und griffen die überraschten Reiter an.

„Da haben wir's!" rief die vorige Stimme, das Schwert mit gewaltigem Schwunge hervorziehend, „lustig Freunde, unsere Ankunft beginnt vortrefflich!"

Die Dunkelheit der Nacht, welche indessen gänzlich hereingebrochen war, verhinderte Freund und Feind zu sehen, wohin die mächtigen Streiche fielen. Daher kam es, daß der junge Herzog mit einigen Gefährten glücklich entkam, während die Mägde nur einen einzigen Gefangenen machten, den sie triumphirend auf ihre Burg schleppten. Wlasta knirschte über den fehlgeschlagenen Plan,

doch ein Blick auf die männliche Schönheit und unerschrockene Haltung ihres gefangenen Feindes verdrängte bald die Gedanken an den jungen Herzog und dessen Vater. Schweigend folgte sie dem nächtlichen Zuge.

Trotzig saß den andern Morgen der fränkische Ritter Adalbert von Hunningen, in einem Gemache auf der Burg Diewin. Nezamislaus hatte unter den vielen Freunden, die ein künftiger Herrscher überall findet, ihn allein zum wahren Freunde erkoren. Adalbert hatte sich aber auch als solcher stets treu bewährt, und gerne den Bitten seines fürstlichen Freundes, das Heimathland mit ihm zu besuchen, nachgegeben. Ueberdieß war die Kunde von dem bereits mehrere Jahre dauernden Aufstande der böhmischen Weiber selbst bis nach Franken gedrungen; für den ritterlichen Jüngling ein Grund mehr, hier Gelegenheit zu Kampf und Ruhm zu suchen. Goldene Träume hatten die wackern Ritter auf der Herreise mit einander gepflogen, schon wähnten sie die Amazonen besiegt, reuig im Staube zu ihren Füßen liegen zu sehen, und schnell dem Lande Frieden, den Bewohnern wieder Ruhe geben zu können, als das Schicksal die beiden Freunde trennte, ohne dem Einen die geringste Nachricht von dem Andern mitzutheilen. —

„Treuloses Geschick!" sprach Adalbert zu sich selbst, du hast mich verurtheilt, deine härtesten

Tücke zu empfinden. Wenn du mein Daseyn enden wolltest, warum nicht auf dem heiligen Felde des Ruhms! Mußte ich mein Vaterland verlassen, um von den Händen mordlustiger Raubthiere zu sterben! Ich fürchte den Tod nicht, ohne Beben will ich ihm in die finstern Augen blicken, für mich hat das Grab keine Schrecken; der ächte Ritter lebt im Tode fort. Aber auf fremder Erde einen ruhmlosen Tod finden, ungerächt sterben, — ein solches Ende habe ich nicht verdient."

Die Ankunft einiger bewaffneten Amazonen unterbrach dieß Selbstgespräch.

„Folge uns!" befahl die wilde Therba, mit gezücktem Schwert nach der Thüre weisend, „folge uns, die Herzoginn erwartet dich!"

Grollend betrachtete Adalbert eine Weile die Sprecherinn, warf dann einen Blick nach seiner linken Seite, an welcher die vertraute Wehr mangelte, und sah unmuthig auf die Ketten, die seine Hände belasteten."

„Was zögerst du?" rief Therba von Neuem; „fort zur Herzoginn."

Adalbert wollte eben der Gewalt nachgeben, als seine Augen eine der Amazonen traf, aus deren lieblichem Angesicht ihm Mitleid und Sanftmuth entgegen sprachen. Zögernd hemmte er seine Schritte, nicht vermochte er die Blicke von der reizenden Erscheinung loszureißen, bis ein neuer Befehl Therba's seinen Himmel trübte, und in

dem Heiligenbild ihm nur eine blutgierige Amazone zeigte.

Im prächtigstem Gemache auf Diewin stand die stolze Wlasta vor ihrem Thronstuhle. Eine goldene Rüstung empfing die starken Glieder, unter dem buntgeschmückten Helme fielen die üppigen Locken auf ihren glänzenden Nacken, und ein reicher Purpurmantel hing, leicht über die Schulter geworfen, bis zur Erde herab. Zu beiden Seiten des Gemaches standen die Führerinnen des Mägde-Heeres, in tiefem Schweigen verharrend. Wlasta's Augen waren wie an die Thüre gebannt; schon faltete der Unmuth über den langen Verzug ihre Stirn, als die Thüre endlich aufging, und der gestern Abend gefangene Ritter, von seinen Wachen umgeben, unerschrocken eintrat.

„Ha, endlich," sprach Wlasta leise, sich mit anscheinender Ruhe auf ihren Stuhl werfend.

Der Gefangene schritt einem Winke der Amazonen-Königinn zufolge, langsam vorwärts.

„Wer bist du?" begann diese, ihre innere Bewegung unter einem rauhen Aeußern verbergend.

„Dein Feind!" erwiederte Adalbert furchtlos.

„Jüngling!" fuhr Wlasta gereizt fort; „du bist in meiner Macht, und schlecht steht dir der Trotz, womit du die behandelst, die deinen Tod befehlen, und dir das Leben schenken kann."

Ein spöttisches Lächeln schwebte über Adal-

berts Lippen; endlich sprach er: „Ich verachte dich!“ und wandte ihr den Rücken zu. Da flammte Wlasta's Zorn auf.

„Führt ihn zurück in seinen Kerker!“ rief sie mit schrecklicher Stimme. „Noch eine Stunde gebe ich ihm Bedenkzeit; fleht er dann nicht reuig um sein Leben, so will ich euch ein Fest bereiten, wie Diewin noch keines gesehen. Die Pfeile sollt ihr prüfend üben, und dieses frechen Feindes Brust sey euer Ziel!“

Nicht wie ein Gefangener, groß und edel wie ein König, verließ Adalbert das Gemach, während die Blicke der versammelten Weiber erstaunt einander fragten: „Haben wir denn geträumt?“ —

Die Frist war verstrichen, und der Ritter sollte zum zweitenmale in den Saal geführt werden. Hörbar pochten die Herzen der Richterinnen, als die Thüre sich öffnete, und der Gefangene nahen sollte. Ein kleines Geräusch außerhalb des Saales verzögerte den Eintritt des Erwarteten.

„Was ist geschehen?“ riefen mehrere Stimmen einer eben eintretenden Amazone entgegen.

„Nichts von Bedeutung,“ erwiederte diese; „die junge Mileta sank gerade, als wir den Ritter in den Saal führen wollten, an der Thüre ohnmächtig zusammen. Dieß verzögerte unsere Ankunft um einige Augenblicke, sonst stünde der Gefangene schon zu deinen Füßen.

„Bringt Mileta in ihr Gemach,“ befahl Wlasta „und laßt den Ritter eintreten!“

Mit derselben Ruhe, die vor einer Stunde auf seinem Angesicht gethront hatte, kehrte Adalbert vor seine Richterinn zurück. Sein Auge glänzte muthiger, ja freudiger selbst, denn die liebliche Jungfrau, welche so eben ihr inniges Mitgefühl an seinem Unglück nur allzudeutlich verrathen, hatte keinen Theil an der unwürdigen Behandlung, die er erdulden mußte.

„Euer Aeußeres," begann Wlasta, als sie sah, daß der Gefangene nicht weniger trotzig als vorhin war, „läßt uns in Euch einen Fremdling vermuthen, und ob wir gleich die Waffen gegen alle Männer führen, so kämpfen wir doch zuerst gegen unser Vaterland und seinen übermüthigen Fürsten. Als Ihr gestern Abend in unsere Hände fielt, reistet Ihr in Gesellschaft einiger Böhmen, die sich glücklich durch die Flucht retteten."

„Also gerettet!" sprach Adalbert frohlockend dazwischen, „habe Dank für diese Kunde; gib mir den Tod, jetzt will ich gerne sterben!"

„Schweig und höre!" fuhr Wlasta fort; „ob Du leben oder sterben sollst, wirst Du zeitig genug erfahren, beides aber hängt nur von der Wahrheit Deiner Aussage ab. Wer waren Deine Begleiter, und zu welchem Zwecke kamst Du nach Böheim?"

Adalbert schwieg eine kleine Weile, dann brach er, die Amazonen-Königinn mit seinen wüthenden Blicken fast durchbohrend, furchtbar aus: „Nach Böheim kam ich, um die aufrührerischen

Weiber in die Schranken des Gehorsams zurück zu zwingen, um den Kampf mit Dir, Vermessene, zu wagen, um, lebend oder todt, mit diesen Armen Dich in des Herzogs Schloß zu tragen, und Dein gestohlenes Diadem auf's neue dem edeln Primislaus in seine silbernen Locken einzuflechten."

Wlasta wurde während dieser Rede bald blaß, bald glühte hoher Purpur auf ihren Wangen; Adalbert ließ sich jedoch dadurch nicht schrecken; sondern fuhr kühn fort: „Und wer die Männer sind, welche Deinen verborgenen Auflaurern entgingen, willst Du wissen; erfahre es, und zittre: Nezemislaus, Herzog von Böhmen, mein Rächer war es. Darum säume nicht länger, eile, mir den Tod zu geben, sonst entreißt der edle Held Dir noch Dein Opfer, nach dessen Blute Du so gierig lechzest."

„Dein Wunsch kann erfüllt werden," sprach Wlasta spöttisch, flüsterte der zunächst stehenden Amazone einige Worte in's Ohr, worauf sich diese entfernte, und fuhr dann, zu dem Ritter gewendet, fort: „Versöhne Dich mit den Göttern, Du verlässest diesen Saal nicht mehr, die nächste Minute endet Dein Leben!"

Unerschütterlich blieb Adalbert bei der Kunde seines nahen Todes, während sich ein leises Gemurmel durch die Reihen der Umstehenden verbreitete. Einmal nur heftete er seine Blicke schmerz-

lich nach der Thüre, durch welche so eben eine Amazone mit einem Becher eintrat.

„Trinke," rief Wlasta gebieterisch jetzt dem Gefangenen zu, „doch brauchst Du den Becher nicht ganz zu leeren, die Hälfte schon bringt Dir den Tod; er enthält das stärkste Gift!"

Unwillig blickten die meisten Jungfrauen nach ihrer Gebieterinn, ja einige derselben wagten sogar halbleise das Wort: „Gnade!" auszusprechen, allein Wlasta rief lachend: „Habt ihr unseres Schwurs vergessen?"

Ohne sich im geringsten um das Beginnen der Weiber zu bekümmern, hatte Adalbert den Becher zur Hand genommen, hob ihn jetzt hoch zum Himmel empor, und leerte ihn bis an's Ende mit den Worten: „Nezamislaus, räche meinen schmachvollen Tod!"

Diese erhabene Furchtlosigkeit erschütterte selbst Wlasta's eisernes Herz.

„Jüngling," sprach sie, Adalberts Hand zärtlich fassend, „die Götter sind mit Dir; der Becher war nicht vergiftet, Du hast die Probe glücklich überstanden."

„Probe?" fragte Adalbert zugleich mit den Amazonen, „so hättet ihr nur euer Spiel mit mir getrieben! Dankt euern Göttern, daß diese Ketten meine Hände binden, sonst läget ihr schon getödtet zu meinen Füßen!"

„Nehmt ihm die Fesseln ab," befahl Wlasta

einigen Mägden, „und gebt ihm sein Schwert zurück. — Du bist frei!"

„Frei?" rief Adalbert, während die Amazonen den Befehl ihrer Königinn erfüllten, „doch nein, ich vergaß, daß Du ein gleißnerisches Weib bist, und Deine Worte, so wie Deine Thaten, nur ein Spielwerk sind, mit welchem Du den Muth des Mannes auf die Probe stellen willst."

Zugleich warf er sein Schwert, das er aus den Händen einer Amazone empfangen hatte, weit von sich. Wlasta ließ es vom Boden aufnehmen, und überreichte ihm dasselbe mit eigenen Händen unter folgenden Worten:

„Noch einmal, tapferer Held, Du bist frei! Dem freien Manne ziemt das Schwert, und so empfange denn das Deine wieder; erfülle Deine Drohung, wenn Du es vermagst, das Leben hab' ich Dir geschenkt, gib mir dafür den Tod!"

Adalbert betrachtete lange die schöne Gestalt, senkte tief die Spitze seines Schwertes vor ihr, und ließ sich auf ein Knie nieder. Freundlich hob ihn Wlasta auf.

„Also darf ich das Schloß verlassen?" sprach der Ritter nach einer kleinen Pause.

„Sobald Du willst," erwiederte die Amazonen-Königinn; „wenn Du aber noch einige Zeit als Gast auf dem Diewin verweilen willst, sollst Du eine erfreute Wirthinn in mir finden, die nichts versäumen wird, Dir den Aufenthalt so angenehm als immer möglich zu bereiten."

Da ergriff eine Erinnerung Adalberts Seele; er dachte des lieblichen Geschöpfes, das so viele Theilnahme an seinem Geschicke verrathen hatte. „Wohlan,“ rief er schnell, „ich bleibe, und vertraue Deinem Wort!“

Ein prächtiges Mahl war zur Ehre des seltenen Gastes auf dem Diewin bereitet worden. Die ausgesuchtesten Speisen und Getränke prangten auf der Tafel, um welche in blühendem Kranze die Schaar der Jungfrauen saß. Statt des kriegerischen Panzers verhüllten zarte Frauenkleider die schlanken Glieder, und frei wallten die Locken um die reizenden Gesichter, freundlich geküßt vom Hauch der Weste. Nur an der linken Seite hing das Schwert, grimmig an die vollbrachten Thaten mahnend, und die schmeichlerischen Gestalten in wilde Rachegeister verwandelnd.

Adalbert saß an Wlasta's Seite, deren aufmerksamem Späherblick es nicht entging, daß die Augen ihres Nachbars unaufhörlich nach dem andern Ende der Tafel sahen, wo die Blicke der goldgelockten Mileta mit gesenktem Haupte den Boden suchten.

„Mileta!“ rief die Amazonen-Königinn, um sich von der überlästigen Nebenbuhlerinn zu befreien; „Du bist noch nicht genesen, und kannst deßhalb die Gesellschaft verlassen. Ruhe wird Dir frommen, suche sie in Deinem Gemach.“

Zögernd gehorchte das Mädchen dem Befeh'

der Gebieterinn, warf noch einen schmerzlichen Blick auf den Ritter, und verließ dann den Saal.

„Wer ist das holde Kind?“ begann Adalbert, froh, einen Vorwand gefunden zu haben, sich nach der Geliebten, die ihn allein zum Hierbleiben bestimmt hatte, erkundigen zu können.

„Mileta von Rosenberg,“ antwortete Wlasta kurz.

„Ist das arme Mädchen krank?“ fuhr Adalbert fort, als er sah, daß die Königinn keine Miene machte, die Unterredung, welche ihm so große Freude gewährte, weiter zu führen.

„Sie hat häufige Anfälle von Schwermuth,“ erwiederte Wlasta verdrießlich; „doch lassen wir das! Ihr werdet doch wohl nicht auf dem Diewin geblieben seyn, um Euch nach unsern Kranken zu erkundigen. Sagt uns lieber, wie es Euch in Böhmen und bei uns gefällt.“

„Ihr verlangt Wahrheit,“ sprach Adalbert, „und da muß ich Euch gestehen, daß es mir schlechter gefällt, als ich hoffte.“

„Wie so, Herr Ritter?“ fragte Wlasta mit mehreren Amazonen zugleich.

„In meinem Vaterlande hörte ich so viel von der Böhmen Tapferkeit und Heldenmuth, daß ich mich schon lange sehnte, dieß Volk persönlich kennen zu lernen. Auf meiner Reise hierher erzählt man sich von der Empörung der böhmischen Weiber so gewaltige Fortschritte, daß ich denke, das ganze Volk unter den Waffen zu finden; statt

dessen aber schallen mir Klagen und Verwünschungen entgegen. Je weiter ich nun meine Reise fortsetze, je feiger und ängstlicher werden die Männer, und je übermüthiger die Weiber. Nein, so habe ich mir Böhmen nicht gedacht! Hier sind die Weiber keine Weiber, und die Männer nichts weniger als Männer!"

„Eben darum," fiel Wlasta lebhaft ein, „haben wir uns die Macht der Männer zugeeignet; ja lebte ein Geschlecht wie Ihr in Böheim, wie gerne wollten wir uns beugen unter eure Kraft, denn nur dem Stärksten will sich Starkes unterwerfen."

„Wie," rief Adalbert, „sucht Ihr denn Eure Stärke in dem Schwert, im Wurf der Lanze, oder in des Armes Kraft? Nein, schöne Wlasta, die Natur gab Euch andere, gefährlichere Waffen, ein Strahl aus Euren Augen ist ein Blitz, der schnell des Mannes Zorn entkräftet, ein sanftes Wort aus Euren Purpurlippen schlägt Wunden, tiefer als das schärfste Schwert. Die Waffen sind es, die dem Weib gebühren, die siegen, ehe noch der Kampf begonnen, und machen aus den stolzen Siegern glückliche, ja selige Bezwungene."

Wlasta drückte, tief von diesen Reden ergriffen, ihre Hand gewaltsam vor die Augen. „Fort," rief sie endlich, „in den Burghof; dort sollen meine Heldinnen Euch zeigen, wie unrecht Ihr unse-

rem Geschlechte thut, wenn Ihr wähnt, daß wir nicht besser als die Männer fechten können!"

An Wlasta's Arm betrat Adalbert den Burghof, in welchem ein reges Leben herrschte; die lustigen Zecherinnen tummelten sich, wie ein Heer kampfgeübter Krieger, unter einander herum. Dort zog eine Amazone ihr Roß aus dem Stalle, welches hier eine andere aufzäumte; dort schnallte ein Haufe sich den Panzer um, während hier ein anderer Bogen und Köcher über die Schulter hing. Alle sangen folgendes fröhliche Lied:

„Ihr Schwestern im böhmischen Lande,
Ergreifet das rächende Schwert,
Zerbrechet die schimpflichen Bande,
Verlasset den heimischen Heerd;
Ihr Weiber und Jungfrau'n, herbei,
Hier leben wir lustig und frei.

Auf rüstigen Rossen, da reiten
Wir fröhlich zum Fest und zur Jagd,
Und nahen die Feinde, so streiten
Wir tapfer die blutige Schlacht;
Drum Weiber und Jungfrau'n, herbei,
Hier leben wir lustig und frei.

Die Männer, sie kommen gezogen,
Die Furcht in dem zitternden Blick,
Da spannen wir lachend den Bogen,
Und treiben die Feigen zurück;
Ihr Weiber und Jungfrau'n, herbei,
Hier leben wir lustig und frei.

Drum, Schwestern, nicht länger gesäumet,
Nehmt Lanzen und Schwerter zur Hand,
Bald ist von den Männern geräumet,
Das blühende böhmische Land;
Ihr Weiber und Jungfrau'n, herbei,
Hier leben wir lustig und frei."

Immer finsterer blickte der Ritter während dieses Gesanges auf die geschäftigen Gruppen, und gab dadurch Wlasta unverstellt seyn Mißfallen über das Gehörte zu erkennen. Die Königinn winkte ihren Begleiterinnen mit den Augen, nicht weiter in dem Liede fortzufahren, sondern sogleich die kriegerischen Uebungen zu beginnen.

Unter einem zierlich bereiteten Laubdache waren mehrere Ruhesitze angebracht; zu diesen führte jetzt Wlasta ihren Gast, und bat ihn, von hier aus die Waffenspiele anzusehen. Schweigend nahm Adalbert die Einladung an, und ließ sich an der Seite der männlichen Jungfrau nieder.

Eine Schaar berittener Amazonen, unter dem Schalle der krummen Hörner langsam an dem geehrten Gaste vorbeitrabend, eröffnete den Zug. Prächtig funkelten die goldenen Panzer und Helme im Strahl der Mittagsonne; selbst die stolzen Rosse schienen ihre liebenswürdige Last zu fühlen, und blickten nicht minder triumphirend, als ihre Gebieterinnen, um sich her.

„Dieß ist meine Leibwache;" sprach Wlasta heimlich zu Adalbert; „es sind die tapfersten meiner Mägde!"

Ein wohlgeordneter Zug Bogenschützen mit silbernen Brusthharnischen folgte jenen; nun kam ein ansehnlicher Haufen Amazonen, mit Schild, Lanze und Schwert bewaffnet; den Beschluß machte eine neue Schaar zu Pferde, von der ersten nur durch eherne Rüstungen unterschieden.

Jetzt gab Wlasta ein Zeichen, und in wenigen Augenblicken standen die verschiedenen Haufen, zu Adalberts nicht geringer Verwunderung, in vollkommener Schlachtordnung da. Die flüchtigen Reiterinnen begannen den Angriff, mit blanken Schwertern gegen einander eilend. Muthig that das Fußvolk dem heftigen Andrang Widerstand; die langen Speere rasseln auf den ehernen Panzern, die Pfeile fliegen schwirrend durch die Lüfte, und obgleich das Ganze nur der Unterhaltung, dem Spiele geweiht seyn sollte, sank doch manche der Jungfrauen in ewigen Todesschlaf, so weit ging die unermüdete Sorgfalt, des Ritters Beifall zu gewinnen, und ihm ein untrügliches Bild der Todesverachtung zu geben. — Wlasta's Leibwache, die den Angriff so heldenmüthig begonnen hatte, sah sich jetzt auf dem linken Flügel von einer Amazonen-Schaar umgangen, und mußte, wenn sie sich nicht gefangen geben wollte, sich schnell zurückziehen.

So wüthet der blutdürstige Tiger, welcher schon seine Beute erhascht zu haben glaubt, wenn er unvermuthet in die leicht bedeckte Grube geräth; — wild sprang die Königinn von der Seite

ihres Gastes auf; ohne ein Wort der Entschuldigung an ihn zu richten, rannte sie den Fliehenden nach. „Halt!“ ruft sie mit gewaltiger Stimme; wie von Zaubermacht zurückgehalten, stehen die Schaaren. „Vorwärts!“ befiehlt Wlasta, und stellt sich an die Spitze der Weichenden; schön zugleich und fürchterlich, wie die Göttinn des Krieges, führt sie nun ihr Heer auf's neue in den Kampf. Ihr Auge bezwingt die Schwestern, die Siegerinnen fliehen, und Wlasta's Schaaren führen im Triumph ihre Königinn zu dem Ritter zurück.

„Nun, Fremdling,“ begann die stolze Siegerinn, als dieser fortwährend in seinem dumpfen Schweigen verharrte, „wie gefallen Euch unsere Waffenübungen?“

„Gut, würde ich sagen,“ versetzte Adalbert spöttisch, „vortrefflich, wenn Ihr keine Weiber wäret; aber so kann ich nur wiederholen, was ich Euch diesen Mittag sagte: werft Schwert und Lanze von Euch, und Ihr werdet herrlicher noch siegen!“

„Nimmermehr!“ rief Wlasta entrüstet; „was ich begonnen, will ich auch vollenden. Die Waffen hab' ich nicht für mich ergriffen, für mein Geschlecht, für unsere Freiheit fochten wir. Wo ist denn das Gesetz, das diesen Männern Rechte gibt, wie ihre Knechte, ihre Sclaven uns zu behandeln? Die Stärke, sagen sie, die edlern Kräfte geben uns dieß Recht. Wohlan, es gelte denn den Kampf;

wenn Muth und Stärke diesen Vorzug geben, so wollen wir ihn uns erringen oder untergehen."

Adalbert schüttelte mißbilligend das Haupt, und sagte in dumpfem, prophetischen Tone vor sich hin: „Untergehen!" Doch der schwache Ruf verhallte im lauten Tosen der aufgeregten Menge.

„Willst Du vielleicht wieder in den Saal zu den Erfrischungen zurückkehren?" sprach jetzt Wlasta mit der Miene einer gefälligen Wirthinn; „der heiße Mittag fordert seine Rechte, es will der Sonnenbrand im Meth sich kühlen."

„Ich danke Dir für Deine Güte," erwiederte der Ritter; „allein ich wünschte eher, im Freien mich eine Stunde zu ergehen. Der heutige Tag hat mir so viel Neues und Wunderbares gezeigt, daß ich es noch nicht fassen kann, und ungestörter Einsamkeit bedarf, um diese seltsam räthselhaften Dinge zu erwägen."

„Wie ihr wollt," warf die Königinn gleichgültig hin, „der Gast darf nach Gefallen auf dem Diewin schalten."

Adalbert verbeugte sich mit Anstand gegen Wlasta, und schritt auf den Schloßgarten zu.

In der verborgensten Grotte des Gartens, von dichten Föhren beschattet, unsichtbar dem Auge ihrer wilden Schwestern, saß Mileta, und klagte der scheidenden Sonne ihre Schmerzen. Sie war wohl die einzige Jungfrau auf dem Diewin, welche Mißfallen an dem unziemlichen Treiben fand, und

sich lieber in ihre schwermüthigen Träumereien versenkte, als die Waffen-Uebungen ihrer Schwestern theilte. Himmlische Duldung und Sanftmuth sprachen ihre Augen, Friede wohnte in ihrer Seele, Friede wohnte auf ihrem ganzen Angesichte.

Als sie diesen Morgen den gefangenen Ritter zu seinem vermeintlichen Tode führen sollte, erlag das liebende Gemüth beinahe den Qualen des Verlustes. Ohnmächtig sank sie zu seinen Füßen nieder; um so größer war daher auch ihr Erstaunen, als sie aus ihrer Betäubung erwachte, und sich in ihrem Gemache befand, wo sie anfangs die freundliche Erscheinung bloß geträumt zu haben glaubte. Bald hatten sich jedoch ihre Sinne wieder gesammelt; mit den Worten: „Ich muß ihn retten!" sprang sie auf, und wollte das Zimmer eilig verlassen. An der Thür begegnete ihr eine Amazone, welche die unvermuthete Begnadigung des Gefangenen erzählte. Leise, aber innig dankte Mileta den Göttern für die Rettung des theuren Jünglings. Schüchtern nahm sie ihren gewohnten Platz bei Tische ein, schüchterner wagte sie es, die Blicke nach dem Gegenstand ihrer Wünsche hinüber zu senden, und fand zu ihrer unaussprechlichen Freude, daß auch des Ritters Augen sie unter der Menge suchten. Da wies sie das Verbot der Königinn von der Tafel; neidisch hatte diese den Eindruck wahrgenommen, welchen der hohe Liebreiz Mileta's auf den Ritter machte. Traurig schlich sie nach dem Garten in eine abgelegene

Felsengrotte, die schon oft die Vertraute ihrer Leiden gewesen war, und der sie auch heute das erlittene Unrecht klagen wollte. Die langen Zweige wölbten sich mitleidig über den Eingang der Höhle, und Mileta konnte hier ungestört die Thränen ihrer hoffnungslosen Liebe weinen. Sinnend, das schöne Haupt auf den Arm gelegt, saß sie mehrere Stunden in dieser willkommenen Einsamkeit. Die vergangenen Jahre zogen wie düstere Schatten an ihrer Seele vorüber; ihre Gedanken wurden endlich zu Worten.

„Geliebte Jugendzeit," lispelte sie mit weichen Silberklängen, „Zeit meiner rosigen Träume, als ich noch ein zartes Kind an's Mutterherz mich werfen konnte, als eines Vaters Hand mein Schutz gewesen. Wie herrlich war die Zukunft damals meinen Wünschen offen! Doch ach, ein Grab bedeckte bald der Aeltern theure Asche, und eine Waise, hilflos und verlassen, stand ich unter Fremden. Da nahm die mächtige Libussa sich der Armen an, und wollte Mutterstelle an dem verwaisten Kinde vertreten. Allein auch diesen Trost gewährte mir das Schicksal nicht; Libussa starb, und nun hinausgestoßen in die stürmevolle See des Lebens, griff ich nach einem schwanken Brett, das aber statt der Rettung, mich dem Untergange entgegen führte. Was soll mir diese rohe Schwesternschaar, die Mord und Raub im wilden Auge trägt, in deren Busen nur des Hasses Wüthen herrscht! Barmherzige Götter! sendet eure Hilfe

mir! Nehmt mich hinweg aus dieser Mauern Mitte, nehmt von der Erde mich, nur endet diese schmerzenvolle Lage!"

Da rauschte es in den Zweigen; Mileta blickte auf, Adalbert stand vor ihr.

Erschrocken schlug die Jungfrau die Augen wieder zu Boden; allein der Ritter trat muthig näher, faßte ihre Hand, und sprach mit zärtlicher Stimme: „Heil mir! ich habe gefunden, was ich suchte; senke Deine Blicke nicht zur Erde, himmlisches Wesen; lass' mich glauben, was mir Dein Blick diesen Morgen schon verrieth, was Dein offenes Auge bestätigt; lass' mich glauben, daß Du keinen Theil an den Thaten dieser entmenschten Jungfrauen hast; nein, Deine Seele ist rein, wie das Licht des heraufsteigenden Mondes!"

„Meine Hand" — stammelte Mileta verlegen, indem sie sich von dem Ritter zu befreien suchte, „wenn eine meiner Schwestern" —

„Fürchtest Du sie? — ich beschütze Dich! Mein Arm wird nicht immer schwach seyn; ein Blick von Dir, und Götterkraft durchdringt diese Sehnen.

„Still, o still," lispelte die Jungfrau, „hörtest Du nicht leise Tritte?"

„Nein, Holde," sprach Adalbert, „es ist der Abendwind; der Sonne letzte Grüße bringt er den geliebten Fluren; die Nacht steigt schon herauf mit ihren dunkeln Schatten. Es drängt die Zeit; wenn wieder neu der Morgen sich entfaltet, verlass' ich diesen Ort. Erfahre nun, daß Du allein

es bist, die mich bestimmte, heute hier zu weilen. Des Dankes Pflicht erfüllen wollte ich an der Einzigen, an Dir nur, der ein weiblich Herz im Busen schlägt. Gib mir ein Angedenken dieses Tages, ein Zeichen Deiner sanften Seele, gib mir die kleinste nur von diesen goldenen Locken."

Hier zog er das Schwert, und löste mit demselben eine der blonden Locken Mileta's ab, während diese zitternd und in holder Verwirrung stand.

„Und nun noch eine Bitte," fuhr Adalbert dringend fort, „verlasse diesen unglückseligen Ort. Fliehe die Gemeinschaft dieser Ungeheuer; denn früher oder später trifft sie des Himmels Zorn, die Schuldlosen zermalmend mit den Sünderinnen!"

„O wie gern," klagte Mileta, „hätte ich schon lange diesen Ort geflohen; aber Wlasta's Wachsamkeit scheint so etwas von mir zu fürchten, und hält mich daher immer unter strenger Aufsicht. Ich muß mein Daseyn hier beschließen, und wenn die Götter gnädig sind, so enden sie es bald."

„Nicht so, Jungfrau," sprach der Ritter feurig; „vertraue mir, ich will dich retten!

„Aber die Gefahr" — rief Mileta halb freudig, halb ängstlich.

„Ich scheue sie nicht, es gilt ja deine Rettung, es gilt die Rettung meiner Liebe."

„Liebe?" wiederholte die Jungfrau erschrocken; „ich habe — allen Männern Haß geschworen, und müßten nicht die Götter selbst den Meineid rächen?"

„Sie rächen diesen Eid an denen, die ihn halten, und blicken wohlgefällig auf die, welche den unnatürlichen Schwur brechen. Versöhnen wird der Liebe reine Flamme, was Hasses Glut Unheiliges verübt. Verschwinden muß der Haß, wenn Liebe ihre Palmen streut. Mileta, ewige Treue bis zum Grabe!"

Mit der ganzen Innigkeit weiblicher Liebe sank die Jungfrau an Adalberts Busen, und der erste Kuß der Liebe brannte auf ihren unentweihten Lippen.

„Die Götter mögen mir verzeihen," stammelte sie, „ich kann nicht anders. Rette mich aus den Händen dieser blutgierigen Ungeheuer, und ich bin dein auf ewig!"

„Höre meinen Plan," sprach Adalbert, das überglückliche Mädchen mit beiden Armen umschlingend; „Morgen verlasse ich den Diewin, der stolzen Wlasta geheime Neigung heuchelnd; ohne Zweifel wird sie meine Wiederkehr als ein Zeichen derselben fordern. Gern kann ich ihr gewähren, was dieß Herz so ungestüm verlangt. In einigen Tagen erscheine ich mit meinen Freunden, lüge deiner Königinn des Herzens Sehnen, während einer meiner Freunde dir Kleider reichen wird, die dein Geschlecht verbergen. So verläßest du am Abend unerkannt mit mir dieß Schloß, das bald vielleicht mit Trümmern seine schändlichen Bewohner deckt."

„Vortrefflich ausgedacht!" rief eine Stimme

neben ihnen, und Wlasta stand vor dem erschütterten Paare. „Bringt die Verrätherinn in ihr Gemach,“ gebot die Königinn einigen Mägden zürnend, „und dort bewacht sie wohl! Therba, dein Kopf ist Bürge, daß sie nicht entflieht!“

Adalbert machte einen Versuch, die Geliebte den Dämonen zu entreißen; allein Wlasta schrie wild: „Ritter, laßt ab; noch eine Bewegung, und Mileta stürzt vor euern Augen von Diewins Mauern in das Felsengrab!“

Ohnmächtig mußte Adalbert seine Liebe von diesen Wüthenden in den Kerker schleppen sehen. Höhnisch ließ Wlasta ihre Augen lange auf ihm ruhen, endlich gab sie ihm einen zornigen Wink, sich zu entfernen, und schritt selbst langsam dem Schlosse zu.

Schweigend lag die Mitternacht auf dem Diewin; beinahe alle Bewohner desselben schliefen; wenigen nur hielt die nächste Zukunft die Augen geöffnet. Mileta erwartete jeden Augenblick, dem Tode entgegen gehen zu müssen. Adalbert fürchtete nichts für sich, aber Alles für seine Liebe. Wlasta hingegen maß schon seit mehreren Stunden ihr Gemach ununterbrochen bald mit wankenden, bald mit raschen Schritten. Da pochte es dreimal an der verborgenen Thüre, die furchtlose Wlasta schrack bei diesem unvermutheten Tone zusammen.

„Wer pocht?“ rief sie mit ängstlicher Stimme.

„Straba ist's,“ ertönte es von außen; „öffne, ich bringe wichtige Kunde!“

Wlasta schob den schweren Riegel von der Thüre, und die häßliche Zauberinn stieg aus dem Bauche der Erde hervor.

„Waffne dich eilig,“ begann sie mit halb athemloser Stimme, „deine Feinde wollen dich noch in dieser Nacht überfallen. Die Ritter und Krieger haben gestern den ganzen Tag sich zum Kampfe bereitet. Nezamislaus ist es, der die Gemüther anfeuerte, obgleich sein Vater den Angriff widerrieth, und seinem Sohne die Erlaubniß, mitzufechten, streng verweigerte. Dessenungeachtet ziehen wirklich die Tapfern über die Moldau, nicht fern meiner Hütte sammeln sie sich; in der Morgendämmerung denken sie die Siegesfahne auf dem Diewin aufzupflanzen, und wenn die Sonne strahlt, dem Herzog die vollbrachten Thaten zu verkünden.“

„Sie sollen kommen,“ jubelte Wlasta aus ihrer Zerstreuung auf, „sie sollen kommen, und uns gerüstet finden!“

„Doch,“ fuhr Straba fort, „wenn du den Feind bezwungen hast, so denk' auch meiner Dienste. Leicht ist der Sieg, wenn er auf gutem Rath und sicherer Kunde ruht. Darum fordere ich kein Geschenk, nur meinen Lohn.“

„Das findet sich,“ warf die Amazonen-Königinn gleichgültig hin. „Wenn ich dich brauche, werde ich dich rufen. Bis dahin lebe wohl.“

„Auch ungerufen kann ich kommen," sprach die Zwerginn, schnell in den geheimen Gang eilend, während Wlasta die Thüre wieder verriegelte, das blanke Schwert ergriff, und die Treppen hinunter flog.

„Auf, ihr Schläferinnen," rief sie durch die düstern Gänge, „auf, der Feind steht vor den Thoren. Greift zu den Waffen, besteigt die Rosse, und folgt eurer Königinn!"

In wenigen Minuten standen die Jungfrauen gerüstet im Schloßhofe. Wlasta erzählte mit kurzen Worten die drohende Gefahr, ließ zwanzig Mägde zur Bewachung auf der Burg, und zog mit den andern still und rasch den Feinden entgegen. —

Am Ufer der Moldau lagen diese in fröhlichem Gespräche auf dem weichen Grase, des Restes der Ueberfahrt harrend. Wlasta's ausgesandte Späherinnen eilten schnell wieder zurück, diese zum Angriff gelegene Stellung ihrer Königinn zu verkünden. Von allen Seiten ließ sie nun die Unbesonnenen umstellen und zu gleicher Zeit vorrücken. Wohl vernahmen die Feinde das Geklirr der Waffen, sie hielten es aber für das Geräusch ihrer nahenden Gefährten. Doch zu spät erfuhren sie die fürchterliche Täuschung. Ein Hagel von Pfeilen fiel plötzlich auf die überraschten Schaaren; diese taumelten empor, allein überall blinkten die Schwerter der Amazonen, ihnen Tod drohend, entgegen. Da bemächtigte sich die Furcht

des Männerheeres; die meisten warfen die Waffen von sich, um ihr Leben durch die Flucht zu retten. Aber die mordgierigen Jungfrauen eilen den Fliehenden nach, und schonen selbst der Waffenlosen nicht. Ehe der Morgen graut, sind die Feinde schon bezwungen, ehe die Sonne empor steigt, ist der herrliche Sieg schon erfochten.

„Genug des Schlachtens,“ rief endlich Wlasta, als ganze Haufen von Leichen ihre Schritte hemmten, „laßt das Zeichen zur Heimkehr geben; „die wenigen Flüchtlinge müssen doch ihren Brüdern den unglücklichen Ausgang des Kampfs verkünden!“

Die lustig erklingenden Hörner riefen die Mägde zu ihrer Königinn zurück, welche wohlgefällig die Blicke an dem blutigen Schauspiel weidete.

„Ein leichter Sieg,“ sprach sie, spottend das Schwert nach dem Libin hinüber schwingend; „nur Schade, daß die Sonne nicht geleuchtet, und daß der Herzog nicht die Tapferkeit des stolzen Männervolkes sah. — Doch jetzt laßt uns den Göttern danken für den Sieg; der großen Siegesgöttinn bereitet schnell das Opfer! Der ganze Wald lodere in Flammen auf, das Blut der Feinde steige dampfend in die Lüfte, mit Wohlgeruch der Göttinn Tempel zu erfüllen!“

Geschäftig eilten die Jungfrauen hin und her, brennende Fackeln flogen in die Wipfel der Föhren, und in wenigen Minuten loderte das Feuer hell und lustig; die harzigen Stämme krachten,

das Jauchzen der rohen Siegerinnen schallte durch die Lüfte.

„Stimmt den Siegsgesang an!“ befahl Wlasta, „und folgt eurer Königinn!“

Der ganze Zug ordnete sich zur Heimkehr, und begann:

Auf, singet Jubellieder,
Der Schlachten-Göttinn Preis;
Wir kehren siegreich wieder,
Bedeckt von Kampfes Schweiß.

Die feigen Männer fliehen,
Sie fühlten unser Schwert,
Mit Schmach belastet ziehen
Sie fort zum heim'schen Heerd;

Erzählen lang den Söhnen
Von unserm tapfern Arm,
Beschreiben unter Stöhnen
Den Amazonen-Schwarm.

Wir aber ziehen singend
Der Felsenwohnung zu,
Wir leben, uns umschlingend,
Daheim in süßer Ruh.

Und wagen es die Frechen,
Uns wieder zu bedräu'n,
Wird es die Göttinn rächen,
Ja selber uns befrei'n;

Wird von dem Wolkensitze
Auf die verhaßte Brut
Schnell senden Zornes-Blitze
Und ihrer Rache Glut.

Drum singet Jubellieder,
Der Schlachten-Göttinn Preis;
Wir kehren siegreich wieder,
Bedeckt von Kampfes-Schweiß.

In der Mitte ihrer Kessel saß Straba, emsig mit der Linken das Feuer schürend, während ihre Rechte bald in diesem, bald in jenem Kessel rührte. Das häufige Schütteln ihres Hauptes ließ vermuthen, daß sie mit ihrer Arbeit durchaus nicht zufrieden sey. Endlich holte sie eine lange Ruthe hinter dem Kamin hervor, und begann unter wildem Tanze die Flammen zu peitschen, allein das furchtbare Element war dießmal mächtiger, als ihr Zauber; es wurde mit jedem Schlage kleiner, und drohte sogar, ganz zu verlöschen. Da stieß sie ein klägliches Wehegeschrei aus, und rannte heulend aus der Hütte. Hier drohte ihr aber ein neues, größeres Ungemach: in den Wipfeln der alten Föhren knisterte und prasselte es, hier und da reckte die Flamme schon ihre gefräßige Zunge bis an das Dach der Hütte.

„Wehe, wehe!" rief sie jetzt mit gräßlicher Stimme, „das haben die verfluchten Mägde gethan! Den Wald angezündet, meine Kräuter verbrannt, meine Hütte zerstört! Wehe, wehe! sie haben den Grundstein ihres eigenen Hauses vernichtet. Und diese Wlasta, diese Stolze, Uebermüthige befahl die schwarze That. Sie, die ich gehoben, die ich auf den Gipfel des Glanzes und der Macht gestellt, die mir mehr dankt, als

sie nur ahnen kann; sie wagt es, mir zu trotzen, mir, durch deren Hilfe sie allein diesen Sieg errungen hat. Sie soll es schrecklich büßen! Was ich geschaffen, kann ich auch vernichten! Wehe, Wehe!"

So stürzte sie fort, dem Diewin zu. —

Wlasta hatte eben im Schloßhofe die Beute unter ihre Mägde vertheilt, als Straba den Felsen herauf gerannt kam, und schon aus der Ferne ein gebietendes Halt! rief. Neugierig wandten sich die Krieger-Jungfrauen um, und erblickten ein altes, zwergartiges Weib eben durch die Thore des Diewin eilen.

„Halt," rief Straba der ergrimmten Königinn zu, „bei meinem Zorn nicht weiter!"

„Wer bist du, was verlangst du?" entgegnete Wlasta mit anscheinendem Staunen, „ich kenne dich nicht!"

„Du kennst mich nicht?" schrie die Zauberinn, „wohl, so muß ich deinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen, und vor diesen Zeugen allen die Dienste wiederholen, die ich dir geleistet."

„Bemühe dich nicht," unterbrach sie Wlasta, „und verlasse diesen Ort, wenn du nicht mit den Kerkern dieser Burg Bekanntschaft machen willst."

„Hahaha!" lachte Straba, „so ist es recht! Undank für meinen Schutz, Gefangenschaft für meinen Rath, und den Tod für die Kunde dieser Nacht! Herrlich, Wlasta hat gelernt, recht wohlfeil zu regieren. Aber du irrst, freche Jungfrau,

wenn du glaubst, Straba begnüge sich mit diesem Lohn. Mit dir hab' ich nichts mehr zu thun! Zu euch, betrogene Mägde, will ich mich wenden, und ein Geschöpf euch kennen lehren, das seit Jahren schon mein Werkzeug ist."

„Schleppt die Wahnsinnige in den tiefsten Kerker dieser Burg," befahl die Königinn mit zornfunkelnden Augen, „dort kann sie den öden Felsenwänden ihre Lügen mittheilen!"

„Lügen?" wiederholte die Alte hohnlachend; „hahaha! jetzt bin ich Wahrheit, einst war ich Lüge! Kommt, führt mich in den Kerker, ich will euch Dinge erzählen, wie sie kein Sterblicher weiß!"

„Halt," gebot Wlasta entschlossen den Mägden, „ich will deine Geschichte hören, die du doch nur ersonnen hast, um einen Theil unserer Beute zu verdienen. Folge mir in mein Gemach!"

Unter teuflischem Lächeln ging Straba mit der Amazonen-Königinn durch die Reihen der Jungfrauen in das Schloß, während die letzteren, seltsam aufgeregt, im Hofe hin und her gingen.

„Nun sage mir," begann Wlasta, „nachdem sie die Thüre ihres Schlafzimmers wieder sorgfältig verschlossen hatte, „was bewog dich, unsern Vertrag zu brechen, und mir ungerufen zu erscheinen?"

„Sage du mir lieber," erwiederte die Zauberinn höhnisch, „was dich bewog, mir meinen gerechten Theil an der Beute vorzuenthalten, mir

mein felsiges Haus zu zerstören, und den Wald, meines Lebens einzige Freude, zu verbrennen?"

„Thörinn," schalt Wlasta, „ist dein Haus vernichtet, konnte ich dir ein anderes bauen; dieß gab dir jedoch kein Recht, mich vor den Augen meiner Mägde zu beschimpfen."

„Kann auch der Schöpfer das Geschöpf beschimpfen?" sprach die Zwerginn, „du bist mein Werkzeug, seit du athmest, mein mußt du bleiben, bis dein Auge bricht."

„Wie," rief Wlasta, „welche Rechte hast du an die Königinn von Böhmen?"

„Die bündigsten, die heiligsten," versetzte Straba, „Mutterrechte, du bist mein Kind."

„Ha," schrie Wlasta, „dieß hab ich nicht erwartet," und sank halb leblos zu Boden.

„Czernebog!" heulte die Zauberinn mit lachender Miene, „sey gepriesen! Mein Opfer ist geschmückt!"

Nach einer langen Ohnmacht kehrte das Leben zurück auf Wlasta's Wangen.

„Hab' ich geträumt," sprach sie vor sich hin, „ist das Schreckliche ein Gemälde meiner Phantasie — ist es Wahrheit?"

„Wahrheit," rief Straba schnell vortretend, „Wahrheit hat meine Zunge Dir verkündet; Du bist meine Tochter!"

„Ha, falsche Götter! so logt ihr Zukunft, wie Vergangenheit! —"

„Lästere die Götter nicht!“ unterbrach die Zauberinn ihre Tochter, „sie sind furchtbar, aber gerecht! Durch die Kinder rächen sie der Aeltern Sünde, durch die Töchter der Mütter Schande! Höre die Geschichte meiner Jugend, höre sie, und erneure den Schwur Deines Männerhasses. Einst war dieser Körper reizend und lieblich anzusehen; meine Wangen blühten wie die Rosen des Frühlings, und meine Augen nannten die glattzüngigen Männer zwei Sterne, in denen die Liebe schlafe. Erst der Haß, der Zerstörer alles Schönen, hat diese Züge entstellt, ihnen das Siegel der Häßlichkeit aufgedrückt, und meine schlanken Glieder zur Zwerginn umgestaltet. Denn wisse, mein Kind, Haß ist der Dämon, welcher von den Göttern die Allmacht empfangen hat, um die Sterblichen zu züchtigen mit den Schlangenbissen der Reue.“

„Meine Schönheit und die Huldigungen, welche man ihr brachte, legten in meinem Herzen den Grund meines künftigen Unglücks. Von allen Männern bis zur Anbetung verehrt, sah ich in ihnen nur Werkzeuge meiner hochfliegenden Pläne, bis das Schicksal sich auf eine schreckliche Art für diesen Frevel rächte. Ein junger Ritter erschien bei einem öffentlichen Kampfspiel in den Schranken, seine edle Gestalt erhielt bald mein Wohlgefallen, seine Tapferkeit besiegte meinen Stolz, und die Anmuth seiner Züge gewann ihm mein ganzes Herz. Lange schien er keinen Sinn

für meine Gegenwart zu haben, ob ich gleich alle meine Künste anwendete, seine Augen auf mich zu ziehen. Endlich fügte es der Zufall, daß er einem Danke aus meinen Händen nicht mehr ausweichen konnte, mit einem Blick voll Liebe reichte ich ihm den Preis der Tapferkeit. Erröthend sank er zu meinen Füßen, die Hand, die ihm den Lohn gereicht, mit heißen Küssen deckend. So senkte er die Flamme immer tiefer in mein Herz, und an demselben Tage noch gewährte ich dem Schmeichler eine geheime Zusammenkunft, der ich schmachtender als er entgegen sah. Die Nacht mit ihrem glänzenden Gefolge stieg kaum empor, als ich schon sehnsüchtig des angebeteten Helden harrte. Er kam, und liebend stürzte ich an seine Brust. Des Mondes weiche Strahlen belauschten eine Umarmung, der du das Leben dankest, — eine Stunde, die meines Daseyns schönste ist, und es mit ewigem Hasse vergiftete."

„Arme Mutter," sprach Wlasta von wehmüthigen Erinnerungen ergriffen.

„Höre weiter! Den andern Tag behandelte mich der Bösewicht mit der entsetzlichsten Gleichgültigkeit, und ich erkannte, ach — zu spät! daß ich in die Hände eines abscheulichen Verführers gefallen war. Da zog der Haß mit seinen Drachenzähnen in mein Herz, und erstickte die sanften Regungen für immer. Bald fühlte ich mich Mutter, die Furcht trieb mich aus dem Kreise meiner Bekannten, ich floh die Menschen, und begrub

mich in eine öde Wildniß unter die Thiere des Waldes. Dort genas ich einer Tochter, die ich in jenem ernsten Augenblicke schon bestimmte, die Schande der Mutter, und den Frevel ihres Vaters zu rächen. Von nun an war es mein einziges Streben, die Geheimnisse der Natur zu erforschen, die ferne Zukunft in den Sternen zu lesen, und in die Schicksale der Menschen mit Czernebogs Hilfe Unglück und Höllenqualen zu flechten. Die Leidenschaften, welche meine Jugend vergiftet hatten, zeigten sich schon in den ersten Jahren der Kindheit auch an dir. Ich sah bald voraus, daß du in meinem jetzigen Aufenthalte nicht zum großen Werkzeug meiner Rache reifen könntest, und ließ dich daher an einem fremden Orte groß ziehen. Das zarte Kind entfaltete sich dort zur herrlichen Jungfrau. Nun schien mir die Zeit gekommen, dich zum furchtbaren Werke vorzubereiten. Ich brachte dich in die Nähe des Treulosen, er sollte die Tochter lieben lernen, ohne sie zu kennen."

„Mutter!" rief Wlasta schnell mit Entsetzen, „nicht weiter! Ich ahne das furchtbare Geheimniß; der Herzog ist mein Vater!"

„Nein," erwiederte die Zauberinn, unter schallendem Gelächter, „so hoch stand er nicht, doch auch nicht viel tiefer. — Libussa's Tod änderte alle meine Pläne; jene mächtige Königinn der Geister hatte nicht selten meine schwarze Thaten in Licht verwandelt. Jetzt konnte ich freier wir-

ken; anstatt, wie bisher, meine Rache nur über den Meineidigen auszuschütten, beschloß ich nun, alle Männer zu verderben, und mein Geschlecht aus unwürdigen Banden zu befreien. Sieben Jahre lang hast du die strafende Geißel über Böhmen geschwungen, aber auch deine Stunde ist gekommen; denn die Götter haben das Weib zum Dulden, den Mann allein zum Herrschen geschaffen. Doch nicht fruchtlos war dein Wirken, er, der mir die Ehre raubte, das Köstlichste des Lebens, den Frieden meiner Seele, stahl, fiel durch deine Hand. Ich bin gerächt!"

„Und wer, „fragte Wlasta in Thränen, „wer war mein Vater?"

„Der im tiefsten Gewölbe deines Hauses ruht," sprach Straba mit hoch erhobener Stimme, „dessen Haupt der Grundstein deines Schlosses ist, der wilde Samoslaus!"

„Vater, deine Tochter ist deine Mörderinn!" klagte Wlasta, auf ihre Kniee sinkend, „verzeihe mir, an diesem Frevel bin ich schuldlos." Lange blieb sie in stillem Weinen am Boden liegen, weder die Trostgründe noch die Verwünschungen ihrer Mutter hörend. Endlich raffte sie sich gewaltsam auf, riß das lange Schwert aus seiner Scheide, und durchbohrte Straba mit den Worten: „Czernebogs Fluch über dich! Fahr' zur Hölle, unnatürliche Mutter!"

Mit lautem Geheul stürzte die Alte zu Boden, während Wlasta rasch nach der Thüre eilen wollte.

Da zitterte ein falber Blitz durch das Gemach, und Libussa's verklärte Gestalt bildete sich aus demselben, der Amazonen-Königinn den Weg vertretend. Taumelnd wich diese zurück, die Erscheinung aber begann: „Versöhne dich mit den Göttern, deine letzte Stunde naht. Du hast meine erste Warnung nicht befolgt, verschmähe die zweite nicht: ehe die Sonne scheidet, hat dein Blut die Erde getrunken!"

„Weiche zurück!" rief Wlasta in wildem Jubel, rannte zur Thüre hinaus, und flog wenige Minuten darauf, an der Spitze ihrer sämmtlichen Mägde braußend wie der Sturmwind, zu den Thoren des Diewin hinaus.

Ungefähr eine Stunde nach Wlasta's gräßlicher That erwachte die Zauberinn wieder aus ihrer tiefen Betäubung. Noch rieselte das schwarze Blut aus der weit klaffenden Wunde, und kaum besaß ihr Körper so viele Kraft, sich mühsam nach der Thüre zu schleppen. Langsam kroch sie durch die leeren Gemächer, aus denen ihr nur der Wiederhall ihrer eigenen Tritte entgegenscholl. Da däuchte es ihr auf einmal, als höre sie ein fernes Stöhnen aus den untern Zimmern heraufdringen. Sie ging dem Schalle nach, und gelangte so an eine wohl verschlossene Pforte, aus der die Seufzer einer weiblichen Stimme kamen.

„Wer athmet noch im Hause des Todes?" knirschte die Alte mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Ein Opfer des Hasses,“ erwiederte klagend eine Stimme von innen.

„Der Haß ist gesättigt,“ sprach die Zauberinn, „die Rache befriedigt! Komm hervor!“ Und mit ihrem Zauberstabe berührte sie die Pforte, da klirrten die schweren eisernen Riegel, knarrend sprang die Thüre auf, und die blonde Mileta stand vor der Alten.

„Empfange meinen Dank, unbekannte Befreierinn,“ rief das schöne Mädchen, zu Straba's Füßen stürzend.

„Still vom Dank,“ unterbrach jedoch diese Mileta, „sage mir vielmehr, warum du nicht mit deinen Schwestern ausgezogen bist, und allein in diesem verschlossenen Gemache weilen mußtest?“

Erröthend bekannte die holde Jungfrau ihr Verständniß mit dem fremden Ritter, verhehlte keineswegs ihr Mißfallen an den Thaten der Mägde, und bat ihre Retterinn, auch die Fesseln ihres Geliebten zu brechen. Doch diese schüttelte schweigend das Haupt, und wollte sich entfernen.

„Sey gütig,“ rief jetzt Mileta, „vollende dein schönes Werk; du hast mir das Leben gerettet, schenke mir nun auch das Mittel, es zu erhalten; befreie den edeln Jüngling aus unwürdigen Fesseln, und kröne einen Bund, der im Hause des Hasses geschlossen, in ewiger Liebe und Treue bestehen soll.“

„Ich,“ entgegnete die Zauberinn finster, „ich meine Hand zu einem Bunde bieten, aus dem das

Verderben meines Geschlechts sprossen könnte? Nimmermehr! So lange diese Felsen noch in die Lüfte ragen, so lange diese Thürme noch ihr stolzes Haupt zu der Sonne erheben, so lange darf ich meinen Schwur nicht brechen. Wenn der Diewin gefallen ist, hört auch Straba auf zu seyn! Nahe ist die Stunde; ehe die Sonne sinkt, fällt der Diewin, und Straba athmet nicht mehr: die Trümmer des Hasses stürzen über mir zusammen, und begraben mitleidig mich und meine Thaten."

Stärker quoll das Blut aus ihrer Wunde, krampfhaft streckte sie die Hände zum Himmel empor; ihre Lippen erbleichten, und langsam sank sie bei den letzten Worten zu Boden.

„O wo bist du, mein Adalbert?" rief die Jungfrau klagend. „Schütze mich vor diesem schrecklichen Wesen, das mich in der tiefsten Seele erbeben macht. Wo bist du? schütze deine Mileta!"

So lief sie durch die weiten Hallen der Burg; ihre Fußtritte und der Klang ihrer eigenen Worte schallten zwar aus den Tiefen hervor, allein kein Laut verkündete ihr Adalberts Aufenthalt. Endlich betrat sie auch mit zitterndem Fuße die dunkeln unterirdischen Gewölbe, wo sie das Ziel ihrer langen Nachforschungen, hinter gewaltigen Riegeln versteckt fand. Mit Mühe schob sie die schweren Eisen von der Thüre, und lag bald darauf in den Armen des überglücklichen Adalbert. Beide eilten die Treppen wieder hinan, um einen

Ort zu verlassen, an welchem der Verbrechen so viele, der Sünden so große begangen worden waren. Mileta wollte zuvor noch ihrer unbekannten Retterinn danken, ob sich diese gleich geweigert hatte, ihren Geliebten befreien zu helfen. Eine blutige Spur leitete sie zu dem Schlafgemache Wlasta's. Hier fanden sie die Alte röchelnd am Boden; die aufgerissenen Augen, aus denen der bleiche Tod schon hervor grinzte, winkten den Eintretenden, zurück zu gehen. Als diese zaudernd an der Thüre stehen blieben, richtete sich Straba mit der letzten Kraft noch einmal auf, und rief mit hohler Geisterstimme: „Flieht, oder ihr seyd verloren!"

Ergriffen von diesen Worten verließ Adalbert an der Seite seiner Mileta eilig den Diewin.

Als die ersten Strahlen der Sonne an diesem Tage die Gemächer der herzoglichen Hofburg beleuchteten, fanden sie alle Bewohner in ängstlicher Erwartung. Nezamislaus stand am Fenster, und sah traurig hinüber nach den stolz flatternden Fahnen der Mägdeburg. In trübem Schweigen saß der alte Herzog auf dem prächtigen Lehnstuhle; sein Blick ruhte ernst aber wohlgefällig auf dem blühenden Jüngling, der von Zeit zu Zeit flehend das Auge auf seinen Vater warf.

„Ich kann deine Wünsche nicht erfüllen, mein

Sohn," begann endlich Primislaus, „ob ich gleich eben so sehr, wie du, fühle, daß es schmerzlich für die Jugend ist, seinen Arm nicht im gerechten Kampfe üben zu dürfen. Der Jüngling gibt sich unüberlegt allen Gefahren des Krieges hin, weiter reicht der Blick des Mannes und des Herrschers."

„O mein Vater," entgegnete Rezamislaus, „tief verehre ich deinen Willen, weiß ich doch, daß dein unabläßiges Streben mein Wohl ist. Aber daß ich den Schatten meines Freundes, des ritterlichen Adalbert, nicht rächen soll an diesen Haufen zusammengelaufener Mägde, das, Vater, kränkt mich tief, denn ich kann den Gedanken nicht aus meiner Seele verbannen, blutige Rache an der verhaßten Wlasta zu nehmen. Wenn ich zurückdenke, wie viel Kummer und Thränen dieses Ungeheuer über Böhmen gebracht hat, so fließt Feuer statt Blut in meinen Adern. Und was soll ich einst meinem Volke sagen, wenn es mir vorwirft: du hast nicht in den Reihen derer gefochten, die das Vaterland von seinem gräßlichsten Feinde befreiten; die Krone liegt dir am Herzen, aber nicht das Wohl deines Volkes. Vater, was soll ich dann antworten?"

„Es war der Götter Wille, und meines Vaters Bitte," entgegnete der Herzog, und sank in sein voriges Schweigen zurück.

Endlich fing es an; auf der Heerstraße, weit unten an den Ufern der Moldau, lebendig zu

werden. Höher schlug des Jünglings Herz, feuriger blitzte sein Auge, aber bald stahl sich eine Thräne aus demselben hervor, denn in der Ferne zeigten sich fliehende Haufen, welche das Schicksal ihrer Brüder nur zu deutlich verkündeten.

„Wir sind geschlagen!" rief Nezamislaus schmerzlich, und verließ das Fenster.

Ein tiefer Seufzer stahl sich aus des Herzogs Brust, und leise sprach er für sich: „Ich habe es vorausgesehen!"

Jetzt traten einige Krieger ein, und brachten die traurige Kunde von dem erlittenen Verluste. „Die wachsamen Dirnen," erzählten dieselben, „müssen unser Vorhaben erspäht haben; denn ehe wir uns ihrer Burg nahten, ja sogar ehe unser ganzes Heer die Moldau überfahren hatte, griffen sie uns von allen Seiten an."

Noch hatten die Krieger ihre Erzählung nicht geendet, als ein ferner Lobgesang aus Priestermunde ertönte. Alle sahen überrascht und verwunderungsvoll nach der Thüre, was diese freudigen Klänge im Augenblicke der Trauer bedeuteten. Ein langer Zug Priester nahte sich mit feierlichen Schritten dem Herzog.

„Heil dir und Segen," begann einer derselben, „Heil dir und unserm Lande! Versöhnt sind die Götter; ihr Zorn ist von Böhmen gewichen: heute noch fällt die stolze Burg, besiegt von den Waffen deines Volkes, heute noch gibst du dem Vaterland den Frieden!"

„Seyd mir willkommen, ihr Diener der großen Götter,“ versetzte Primislaus, „eure Worte sind lieblich, wie Lobgesang der Himmels-Bewohner. Aber verzeiht dem kurzsichtigen Sterblichen, wenn er noch zu zweifeln wagt an eurer frohen Kunde, wenn er wähnt, daß eine Täuschung euch bethört; denn so eben kehren die Flüchtlinge meines geschlagenen Heeres mit der schlimmsten Nachricht zurück.“

„Reize nicht auf's neue der Götter Zorn durch deine Zweifel,“ fiel der vorige Priester ein. „Untrüglich sind die Zeichen, welche die Gnädigen aus ihrem Wolkenthrone mir herabgesandt haben. Höre und glaube! Als ich diesen Morgen das Opfer in dem heiligen Haine bereitete, und mit geweihter Fackel den Holzstoß zu Flammen anfachte, stieg der Rauch, eine lange, gerade Säule, glänzend zum Himmel empor. Wohlgefällig athmeten die Götter den Duft meines Opfers ein, während sie zürnend auf die Thaten der Mägde herabblickten. Zu gleicher Zeit flog ein stolzer Sperber hinter den Mauern des Diewin hervor. Spottend schien er die weite Luft nach einer Beute zu durchschauen, da flatterte ein königlicher Aar vom Libin herüber, und griff den Feind mit Kühnheit an. Nach einem kurzen Gefechte fiel der Sperber todt zu Boden, der Adler aber kehrte siegreich nach dem Libin zurück.“

Eben endete der Priester, als mehrere Diener des Herzogs mit vor Schrecken bleichen Angesich-

tern eintraten, und den Heranzug vieler Amazonen meldeten.

„Hörst Du," fuhr der Priester fort, „die Götter selbst zeigen Dir den Weg zum Siege."

„Laßt schnell den Rest meiner Krieger sich sammeln," befahl Primislaus, „und verkündet dem Volke, was ihr eben aus dem Munde der Priester vernommen habt. Du, mein Sohn, geh den Schaaren voran, zeige Dich Böhmens Krone würdig. Auf den Zinnen des Diewin sehen wir uns wieder! Die Götter geleiten Dich!"

„Für Freundschaft und Vaterland!" rief der junge Herzog, und stürzte aus dem Gemach, die lang verhaltene Glut der Rache, im mörderischen Streit zu kühlen. — —

Einer Wahnsinnigen ähnlich, hatte Wlasta die Mägdeburg verlassen, zum Frevel des Vatermordes auch den der Mutter gesellt. Libussa's Erscheinung war ihr ein Zeichen des nahen Todes. Da erwachte in ihrem Innern das lange schlummernde Gewissen. Vorwärts trieb es sie, vorwärts, sey es auch zum Tode. So jagte sie ihren Genossinnen voran, gespornt von den Schlangenbissen der Reue.

Das kleine Häuflein Männer zog furchtlos, unter der Anführung des kühnen Nezamislaus dem Schwarm entgegen, der tosend, wie Gewitter-Sturm, die herrlichen Fluren des Feldes zu verwüsten drohte. Nur der erste Angriff der Amazonen war jedoch bedeutend; Nezamislaus spreng-

te gerade auf Wlasta los; die schreckliche Jungfrau empfing ihn mit hochgeschwungenem Schwerte. Da streifte ein vorüberfliegender Pfeil den Arm der Heldinn; der Herzog holte zum gewaltigen Stoße aus, und ehe Wlasta sich wieder gesammelt hatte, lag sie schon halb zertreten unter den Hufen ihres Pferdes.

Als die Amazonen ihre Königinn stürzen sahen, bemächtigte sich allgemeiner Schrecken ihrer Haufen. Nur durch Flucht glaubten sie sich retten zu können, und eilten so gerade ihrem Untergange entgegen; denn Primislaus nahte sich von der andern Seite mit einem Theile des Heeres. Gezwungen mußten sie jetzt fechten. Ein wilder Kampf entbrannte; des Todes Arm verschlang den größten Theil der Jungfrauen, die eher sterben als sich ergeben wollten; manche tauchte sogar das eigene Schwert in den Busen um zu sterben, wie sie gelebt. Erst als der Abend herauf dämmerte, endigte das Morden, und Friede war wieder in Böheim. Dankend fielen die Sieger auf ihre Kniee, die Götter zu preisen für den Schutz des heutigen Tages. Nur im Auge des jungen Herzogs perlte noch eine Thräne, er dachte des Freundes, der den Tod in jenem Gefechte empfangen haben mußte, dessen Schatten er heute gerächt.

„Mein fürstlicher Freund," rief in diesem Augenblicke eine Stimme hinter ihm, er wandte sich um, und der todtgeglaubte Adalbert streckte ihm,

froh bewegt, die Hand entgegen. An seiner Brust lag eine Amazone, die Augen von dem entsetzlichen Schauspiel wegwendend; es war Mileta, wleche das Schicksal ihrer gefallenen Schwestern beweinte. In wenigen Worten erzählte der Ritter seinem Freunde und dessen Vater die wunderbare Rettung aus der Mägdeburg. Primislaus sandte einen Theil des Heeres fort, um dieses Denkmal weiblicher Raserei zu zerstören, und auf ewig der Vergessenheit Preis zu geben.

Als die Krieger den öden Hofraum betraten, schlug schon an mehreren Orten das Feuer prasselnd aus den Fenstern. Straba's Stimme aber rief gräßlich aus den Flammen hervor: „Was der Haß gegründet, muß er auch wieder zerstören!"

Inhalt.

Seite

Der todte Gast. Erzählung von Heinrich Zschokke. 3

Die Amazonen-Königinn. Eine romantische Erzählung, frei bearbeitet nach einem Gedicht des Böhmen Carl Egon Ebert. 165

Inhalt

des

1 — 12ten Bandes des Pantheon.

Erster Band. Nicolaus Klims unterirdische Reise, nach Holberg. Das Maal, von Henriette Hanke. Der braune Erich, nach Ingemann. Alexis und Natalie, nach Karamsin. Der Bräutigam aus dem Grabe, nach Washington Irwing.

Zweiter Band. Olesia, nach Miß Clarke. Die Protectionen, von Spindler. Bug Jargal, nach Victor Hugo. Laura's Villa, nach Lope de Vega Carpio. Pflicht und Liebe nach Bertolotti.

Dritter Band. Der Herr Vetter, von Hanisch. Johann von Tenkzyn, nach Niemczewiz. Carl Sydenham, nach Gibbons.

Vierter Band. Frauenschwäche und Frauenunglück, von Amalie Schoppe. Jocko, eine indianische Erzählung, nach d. Franz. d. L. Pougens. Die Nemesis, oder: Wie die Arbeit, so der Lohn, frei nach Oehlenschläger. Astolfo und Lisarda, oder: der Pilger, a. d. Span. d. Lope de Vega Carpio. Marina Mniszech, historische Erzählung nach dem Russ. des Th. Bulgarin. Der Blick in die Zukunft, nach Pigault Le Brun.

Fünfter Band. Der Gelehrte, Novelle von Ludw. Tieck. Reuben Apsley, nach dem Engl. d. Horaz Smith. Gomez Arias oder das Bild der Königinn, frei bearb. nach dem historischen Roman des Spaniers Don Telesforo de Trueba y Cosio. —

Sechster Band. Gomez Arias oder das Bild der Königinn, Schluß. Die drei Träume, Novelle von Ludwig Neuffer. Verbrechen und Strafe, Novelle nach dem Ungarischen des Kisfaludi. —

Siebenter Band. Der Wille bestimmt den Werth der That, Erzählung von Therese Huber. Albert und Clara, frei bearbeitet nach der noch ungedruckten Urschrift der Frau von Krüdener. Herbert Milton, Erzählung a. d. Engl.

Achter Band. Das Weihnachtsgeschenk, Romant. Erzählung, aus dem Dänischen frei bearbeitet. Der Herenteich, Erzählung von Wilhelm Blumenhagen. Die Frau von Welt und die Andächtige, frei aus dem Engl. übersetzt.

Neunter Band. Die Frau von Welt und die Andächtige, Schluß. Die Entführung, Russische Erzählung von Reinbeck.

Zehnter Band. Magister Zimpels Brautfahrt und Ehechronik, scherzhafte Erzählung von Langbein. Die Brüder, Erzähl., frei n. d. Engl.

Eilfter Band. Das Ideal, Novelle a. d. Italien. frei bearb. nach Giovanni Fiorentino. — Der junge Mahler, von Caroline Pichler. Die Räuberschenke, Erzählung frei bearbeitet nach dem Engl. des Thomas Hood.

Zwölfter Band. Der todte Gast, Erzählung von Heinrich Zschokke. Die Amazonen-Königinn, eine romantische Erzählung, frei bearbeitet nach einem Gedicht des Böhmen Carl Egon Ebert.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist ferner erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Seybold, Friederich, der Kamisarde,
ein historischer Roman. 2 Thle. 8. elegant brosch. 3 thlr. sächs. 5 fl. 24 kr. rhein.

Das allgemeine Urtheil spricht sich über dieses erste Werk des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers im romantischen Fache äußerst günstig aus. Der sehr anziehende, historische Stoff bildet, mit dem Romantischen innigst verwebt, ein interessantes Gemälde, dessen einzelne hervorgehobene Scenen dem eines W. Scott und Cooper mit allem Recht an die Seite gesetzt werden können. Kein Leser wird daher das Buch unbefriedigt aus der Hand legen. Papier und Druck werden jeder Erwartung entsprechen.

Der Blumengärtner,
herausgegeben von F. L. Finckh und G. F. Ebner. Erster Jahrgang 1830. Preis des Jahrgangs von 6 Heften 2 thlr. 12 gr. 4 fl. 48 kr. rhein.

Erstes Heft enthält: 1) Wie läßt sich ein kleines Blumengärtchen zweckmäßig anlegen? Ueber Einfassung der Blumenbeete. 2) Ueber Aurikeln-Cultur. Cultur des Goldlacks. Bericht über eine Aussaat von englischen Dahlien in der Gärtner-Lehranstalt zu Fremont. 3) Samen und Pflanzentausch. 4) Ueber die Bezeichnung der Georginen. Erbetene Auskunft. Litteratur. Preis-Aufgaben. Garten-Kalender (Januar, Februar, März und April). Der Schnellgießer (mit Abbildung).

Anweisung, practische,
zur Verfertigung der vorzüglichsten Polituren und Lackfirnisse, für Schreiner, Dreher, Flaschner und Weißbinder bearbeitet. Nebst einem Anhange, Politur auf Marmorstein zu bearbeiten, und Kupferstiche auf Holz, Glas und Metall abzuziehen. A. d. Engl. übers. 2te verbess. Aufl. brosch. 6 gr. 27 kr. rhein.

Sachkenner empfehlen dieses Werkchen als sehr vorzüglich, indem alles darin Enthaltene äußerst practisch und von ausgezeichneter Brauchbarkeit ist.

Löwenfeld, Ph.,

32 erprobte Mittel. 8. brosch. versiegelt. 9 gr. sächs. 36 kr. rhein.

Inhalt: 1) Mittel, den Frost an den Gliedern zu heilen. 2) Für alle Frostschäden. 3) Ein Mittel wider die Flecken. 4) Gegen Sommersprossen. 5) Leberflecken zu vertreiben. 6) Mittel wider den Magenkrampf. 7) Mittel gegen Hühneraugen. 8) Mittel wider die Uebelkeit beim Fahren der Kinder und ältern Personen. 9) Anweisung, Opodeldoc zu machen. 10) Für Zahnweh. 11) Mittel gegen Zahnschmerzen. 12) Mittel gegen hohle Zähne, von Dr. Händel in Mainz mitgetheilt. 13) Zahnpulver. 14) Zahnpulver, welches alle Wochen nur zweimal zu gebrauchen ist. 15) Zahn-Latwerge. 16) Zahn-Tinktur 17) Königs-Rauchpulver. 18) Von Mandeln weiße Lebkuchen zu machen. 19) Brandabhaltender Anstrich an den Häusern. 20) Flecken-Kugeln, welche Flecken aus den halbseidenen, wollenen und Tuch-Kleidern von Urin, Kalk, Tinte, Citronen, Wein und andern Flecken reinigen. 21) Pommade, die den Kindern die Haare blond erhält. 22) Pommade für rothe Haare. 23) Pommade für die Leberflecken. 24) Mittel, den Wurm an den Fingern zu vertreiben. 25) Unzerstörliche Tinte. 26) Rezept, die spanische Lebens-Essenz gut und gerecht zu machen. 27) Wirkung der Lebens-Essenz. 28) Rezept, das englische Pflaster zu machen und seine Wirkung. 29) Kropf-Pulver. 30) Tinten-Pulver zu verfertigen. 31) Ein Mittel, die Haare um den Mund und an dem Kinn zu vertreiben. 32) Den ächten sächsischen Seifengeist zu machen.

Sachkenner empfehlen dieses Werkchen als sehr vorzüglich, indem alles darin Enthaltene äußerst practisch und von ausgezeichneter Brauchbarkeit ist.

Löwenfeld, Ph.,

32 erprobte Mittel. 8. brosch. versiegelt. 9 gr. sächs. 36 kr. rhein.

Inhalt: 1) Mittel, den Frost an den Gliedern zu heilen. 2) Für alle Frostschäden. 3) Ein Mittel wider die Flecken. 4) Gegen Sommersprossen. 5) Leberflecken zu vertreiben. 6) Mittel wider den Magenkrampf. 7) Mittel gegen Hühneraugen. 8) Mittel wider die Uebelkeit beim Fahren der Kinder und ältern Personen. 9) Anweisung, Opodeldoc zu machen. 10) Für Zahnweh. 11) Mittel gegen Zahnschmerzen. 12) Mittel gegen hohle Zähne, von Dr. Händel in Mainz mitgetheilt. 13) Zahnpulver. 14) Zahnpulver, welches alle Wochen nur zweimal zu gebrauchen ist. 15) Zahn-Latwerge. 16) Zahn-Tinktur 17) Königs-Rauchpulver. 18) Von Mandeln weiße Lebkuchen zu machen. 19) Brandabhaltender Anstrich an den Häusern. 20) Flecken-Kugeln, welche Flecken aus den halbseidenen, wollenen und Tuch-Kleidern von Urin, Kalk, Tinte, Citronen, Wein und andern Flecken reinigen. 21) Pommade, die den Kindern die Haare blond erhält. 22) Pommade für rothe Haare. 23) Pommade für die Leberflecken. 24) Mittel, den Wurm an den Fingern zu vertreiben. 25) Unzerstörliche Tinte. 26) Rezept, die spanische Lebens-Essenz gut und gerecht zu machen. 27) Wirkung der Lebens-Essenz. 28) Rezept, das englische Pflaster zu machen und seine Wirkung. 29) Kropf-Pulver. 30) Tinten-Pulver zu verfertigen. 31) Ein Mittel, die Haare um den Mund und an dem Kinn zu vertreiben. 32) Den ächten sächsischen Seifengeist zu machen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas

Bd.: 12

Stuttgart 1829

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5218 -12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261351-5